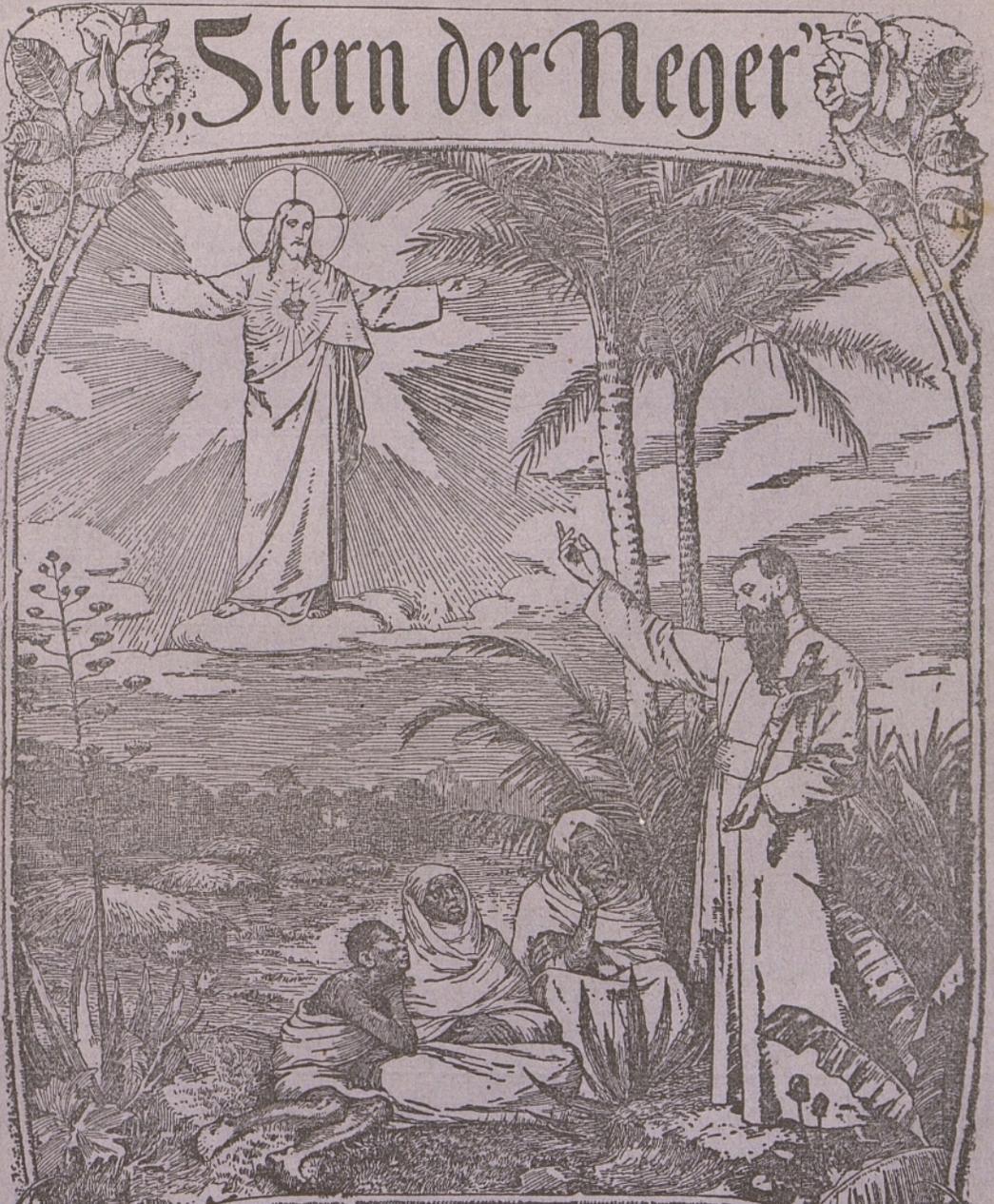


„Stern der Neger“



Katholische Missions-Zeitschrift
 der **Söhne des heiligsten Herzens Jesu.**

Organ des **Marien-Vereins für Afrika.**

Der heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K — 2 Mk. — 3 Franken.

Inhalt:

Gegenwärtiger Stand des Apostolischen Vikariates Sudan oder Zentral-Afrika (Schluß) 145. — Viehzucht bei den Schilluk (Schluß) 152. — Aus dem Missionsleben: Die Ferien des Missionärs 155. — Unterhaltendes: Cingua Bajje's Vertraute (Fortsetzung) 161. — Verschiedenes: Abreise in die Mission 168. — Ein praktischer Gedanke 168.

Abbildungen: Khartoum. — Khartoum von Osten gesehen. — Am Blauen Nil bei Khartoum. — Durchblick durch die Brücke über den Blauen Nil zwischen Khartoum und Khartoum-Nord. — Golo-Dörfschen, Bahr-el-Ghazal-Provinz. — Habuß, Sandturm.

Dem Memento der hochw. Missionäre und dem Gebete aller Leser werden die folgenden Verstorbenen empfohlen: Frau Babette Schwemmer, München; Herr Johann Blasß, Aufßelden; Marie Wimmer, Wiesbach.

„Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!“

Dem heiligsten Herzen Jesu, der heiligen Gottesmutter, dem hl. Antonius von Padua und allen Heiligen sage ich innigsten Dank für Abwendung einer Gefahr. Veröffentlichung war versprochen.

Dem Gebete zum heiligsten Herzen Jesu, zur seligsten Jungfrau Maria und zum hl. Josef empfehle ich mich und meinen Mann in einem überaus wichtigen Anliegen. — Eine Witwe bittet innigst ums Gebet für ihre Kinder. — Eine Tochter empfiehlt ihren dem Trunk ergebenen Vater dem Gebete. — Eine eifrige Förderin des „Stern der Neger“ bittet ums Gebet in einem schweren Anliegen; im Falle der Erhörung Veröffentlichung versprochen. — Eine Mutter empfiehlt ihren Sohn gleichfalls dem Gebete.

Gaben-Verzeichnis vom 10. Mai bis 10. Juni 1911.

In Kronen.

Opferstod: Bergzabern W. S. Sp. 1-63; Brigen N. N. 1-20; Engers F. N. 0-65; Fürstzell S. 1-17; Freiburg d. Herder 5-86; Gars Koop. N. G. 5; Gars Schl. B. 8; Heinrichschlag J. S. 3; Hochfretsham F. M. 15-26; Jmsbruck W. 1; Milland B. 6; Mittelberg R. M. 90; Oberchneiding D. 3-51; Regensburg v. M. 1172-; Reichhub J. St. 1; Sillian N. G. 4; Wandans G. Sch. 3; Weilheim St. N. 2-65; Welsberg Pf. N. 10.

Zur Persolvierung von heiligen Messen sandten ein: Auling G. St. 3-51; Brigen Benef. B. 15; N. N. 2; Eggenberg ehrw. Schulschw. 100; Gars Koop. G. 30; Haag Th. N. 20; Milland N. N. 2; Mittelberg R. M. 1-30; Münstereifel Marienhosp. 29-34;

Schwänenstadt F. N. 3; Schwarz L. S. 50; Vornholz L. F. v. N. 17-62.

Für das Werk des Erlösers liefen ein: 252-82.

Für Mjgr. Gener: Seefirchen Stiftspropst M. 200.

Für die Mission: St. Pölten Pfarramt d. S. P. Franziskaner 24-04.

Effekten: Köpferm vier Alben für die Mission; Brigen Zeitschriften.

Briefmarken liefen ein aus: Beuron, Brigen, Karlsbad, Münstereifel, Weissenstein, Teis.

* * *

„O Herr, verleihe allen unseren Wohltätern um deines Namens willen das ewige Leben!“

Briefkasten der Redaktion.

K. C., Pfaff bei Reutte. Die übersandten gebrauchten Briefmarken erhalten; innigsten Dank für Ihr reges Bemühen.

Abiturienten, Passau. Innigsten Dank für die

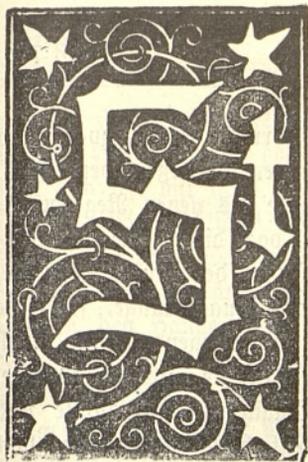
beim Abiturienten-Kommerse gesammelten und uns überwiesenen 50 Mark. Möge Ihr Beispiel recht viele eifrige Nachahmer finden; jedenfalls zeugt es von regem Missionsinteresse.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Seelenbrot für katholische Christen. Ein vollständiges Andachtsbuch mit Belehrungen. Von J. C. Lichte, ehem. Missionär. Vierte, verbesserte Auflage. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit einem Titelbild. 24° (XII und 392 S.) Freiburg und Wien 1911, Herdersche Verlagsbuchhandlung. Geb. Mk. 1-30 = Kr. 1-56 und höher.

Das Buch bietet der Seele, was der Titel verspricht: Brot, gute, gesunde, kräftige Nahrung in den

Gebeten und den Belehrungen. Die Belehrungen behandeln die praktischen Lehungen des christlichen Lebens und suchen dazu anzuleiten, innerlich und fromm mit Gott zu verkehren. Die Gebete berücksichtigen den ganzen Pflichtenkreis des katholischen Christen: Gott, der Kirche, den Mitmenschen und der eigenen Heiligung gegenüber, sind einfach, von gesunder und kerniger Frömmigkeit durchweht und halten enge Fühlung mit der kirchlichen Liturgie und dem katholischen Kirchenjahr.



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der *Söhne des heiligsten Herzens Jesu*
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Mailand bei Brigen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung Kr. 2.—, Mk. 2.—, Fr. 3.—.

Der heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlthätern den Apostolischen Segen erteilt. Für die Wohlthäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brigen, Brunn, Leitmeritz, Pils, Olmütz, Warburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 7.

Juli 1911.

XIV. Jahrg.

Gegenwärtiger Stand des Apostol. Vikariates Sudan oder Zentral-Afrika.

Bericht des hochwft. Bischofs Msgr. Franz Faver Geyer.

(Schluß.)

Die letzte, der Gründung nach, ist die Station Omach in der Nilprovinz des Uganda-Protectorates. Obwohl erst im verflossenen April eröffnet, rechtfertigt sie bereits die kühnsten Hoffnungen. Die Missionäre teilten sich in das Studium der Murn- und Ruganda-Sprache. Bis einer von ihnen die letztere genügend beherrschte, hatte ich den hochwürdigsten Bischof Streicher, Apostolischen Vikar des nördlichen Nyanza, gebeten, einen seiner Missionäre auf meine Kosten nach Nimule und Koba zu senden, um die dortigen katholischen Baganda Beicht zu hören. Zwei Weiße Väter von Hoima begaben sich nach Nimule und hörten die Beichten der Baganda, konnten aber zu ihrem und der Gläubigen Leidwesen keine Messe lesen, da das Boot, das sie gebracht, sogleich die Rückfahrt antrat. In Omach und Koba hingegen hatten sie hinreichend Zeit, ihres priesterlichen Amtes zu

walten. Es war ein Trost für die guten, außerhalb der Heimat zerstreut lebenden Baganda, zwei der Weißen Väter zu sehen und zu sprechen, deren geistliche Söhne sie sind. Ich fühle mich Bischof Streicher und den beiden Patres gegenüber zu Dank verpflichtet für dieses Liebeswerk. Nun ist bereits einer unserer Patres in Omach so weit, daß er in Ruganda Beicht hören kann, und somit ist für die in jenen Gegenden lebenden oder durchziehenden Baganda vorgesorgt. Die Murn, die heidnischen Eingeborenen von Omach, sind bestrebt, lesen und schreiben zu lernen, und die Zahl der Schüler stieg auf 50. Ebenso groß ist die Zahl der Katechumenen. Das ist auf den Einfluß des benachbarten Uganda und Unyoro zurückzuführen. Darüber folgendes Beispiel: In Banyomuro, 8 Stunden Flußfahrt südlich von Omach und 4 Stunden nördlich von Mahagi, am Westufer des Albert-Nyanza-Sees

und gerade gegenüber der Mündung des Viktoriasees in den See, hat sich ganz von selbst eine angehende Christengemeinde aufgebaut. Ein Murn, der in Unyoro die Taufe empfangen hatte, hielt Katechismusunterricht, welchem der Häuptling Okello mit seinen Leuten beiwohnte. Auf einer Strecke von mehreren Kilometern wohnt eine dichte Bevölkerung beisammen. Der Neophyte hatte den Bewohnern Okellos bereits die Gebete und die Grundwahrheiten gelehrt. Morgens und abends versammelten sich die Leute zum Gebete, dreimal täglich wurde das Zeichen zum englischen Gruße gegeben und der Sonntag sowie unsere Festtage wurden gefeiert. Der Neophyte hatte auch sechs Erwachsene in Krankheit getauft, von denen jedoch keiner starb, und auch ein Kind, das ihm von der Mutter gebracht ward, ohne daß es krank war. Der Häuptling Okello ging allen mit gutem Beispiel voran und verlangte von Omach einen Missionär, damit all sein Volk sich bekehre. Der Obere ging an Ort und Stelle und fand die Dinge, wie eben berichtet. Er belehrte den Neophyten über die Bedingungen der Nottaufe und versprach, bald einen unterrichteteren Katechisten zu senden. Dieser ist bereits am Platze und setzt seine Arbeit fort. Von Bischof Streicher erhielt ich einstweilen drei Katechisten aus Uganda, die bereits in Ortschaften um Omach herum angesiedelt sind. Es ist eine Probe und gelingt sie, so können wir weitere Hilfe von dorthier erhalten.

Außer Omach ist bereits eine zweite Station im Werden begriffen. Die Regierung von Uganda errichtet in Ugulle bei Fatiko im Lande der Acholi eine Zentralstation. Fatiko liegt im Inneren, einige Tagereisen nordöstlich von Omach. Zur Zeit der ägyptischen Herrschaft am Oberen Nil hatte Emin Pascha daselbst einen Regierungsposten. Als die Nilprovinz an Uganda kam, schickte auch dieses eine Polizeitruppe nach Fatiko und auch die Protestanten eröffneten dort eine Mission. Vor einigen

Jahren wurde die Truppe zurückgezogen und auch die Protestanten verließen den Platz. Nun hat der Beamte des neuen Regierungspostens in Ugulle, das die Stelle des einstigen Fatiko einnimmt, den Wunsch geäußert, unsere Mission von Omach möge, falls sie anderswohin sich zu verlegen gedente, nach Ugulle übersiedeln, wo er sie unterstützen werde. Der Obere von Omach besuchte Ugulle und fand Land und Leute höchst günstig veranlagt für eine Missionsstation. Trotzdem aber die finanzielle Lage der Mission eine sehr armelige ist, wurde im Einvernehmen mit dem Generalobern beschlossen, eine so günstige Gelegenheit nicht unbenützt zu lassen. Im Vertrauen auf die Vorsehung wurde die neue Station Ugulle eröffnet, indem man bis zur Ankunft des neuen Personals dasjenige von Omach teilte, so daß Ugulle einstweilen eine Dependence von Omach ist. Hoffen wir, daß Ugulle für die Acholi das werde, was Omach für die Murn ist.

Die verheißungsvollen Anfänge der Mission von Omach sind dem christlichen Einflusse Ugandas zu danken. Wie von hier der Islam seinen Einfluß nach Süden auszudehnen sucht, so dringt von Uganda aus christliche Gesittung nach Norden vor. Nachdem nun Uganda in mancherlei Berührung mit uns gelangt, kann ich es mir nicht versagen, kurz die Reise zu erwähnen, die ich im April des letzten Jahres durch dieses Wunderland machte. Diese meine Landreise von 14 Tagen von Butiaba, am Ostufer des Albert-Nyanza-Sees, bis nach Entebbe, am Nordwestufer des Viktoriasees, war die schönste aller meiner bisherigen Reisen in Afrika; sie bildet das Ereignis für mich nicht nur des letzten Jahres, sondern all meiner Zeit in Afrika. Dieses Stück Afrika zwischen den beiden großen Binnenseen stellt alles in Schatten, was ich vorher in Afrika gesehen. Was ich da geschaut, erfahren und empfunden, das würde einen Band füllen. Hier einstweilen ein flüchtiges Bild, hingeworfen mit

wenigen Strichen der Feder, die, in die lieblichsten Erinnerungen des Lebens getaucht, froh und frei mir alles von der Seele herabschreibt. Ein liebliches, wunderbares Land, dieses Uganda! Sanftgeschwungene Hügelwellen, mit frischgrünem Graswuchs bekleidet und an den Hängen mit dichten Bananenhainen umgürtet, folgen sich in wechselvoller Reihe. Dazwischen gebettet breite und enge Talgründe und saftige Mulden, von wasserreichen Rinnsalen durchzogen und von üppigster Pflanzen-, Strauch- und Baumvegetation bestanden, die bald blumenreiche Wiesen, bald wogende Grasfelder, hier lauschige Wäldchen und dort schmucke Haine bildet und dann sich zu undurchdringlichem Urwalde verdichtet, allwo die mächtigsten Baumriesen, aus den Umarmungen einer unbändigen Masse fecker Schlinggewächse sich losreißend, gegen Himmel streben und in schwindelnder Höhe ihre buschigen Laubkronen zu schattigen Domen verweben. Die Anmut von Hügel und Tal, die Fröhlichkeit murmelnder Wasserläufe, die Traulichkeit lockender Wäldchen, die Feierlichkeit des hehren Urwaldes, abwechselnd mit Bananendickichten und Süßkartoffelfeldern, mit grünen Matten und wohlbestellten Fluren, belebt von zufriedenen Menschen und schäfernden Herden, und dies alles getaucht in den würzigen Duft einer lebensfrohen, ungezwungenen Natur und umwoben von der schmeichelnden Frühlingstemperatur einer stärkenden Höhenluft — 3000 bis 4000 Fuß Meereshöhe — gestalteten mir die Reise auf der breiten, schön beschotterten Staatsstraße zu einem erquickenden Spaziergang durch ein afrikanisches Eden. Das der Rahmen. Er umfaßt ein noch prächtigeres Gemälde. Das Volk, das in diesem ewigen Lenze lebt, ist einzig. Etwa 170.000 Katholiken und über 100.000 Katechumenen! Von beiden Seiten eilten fortgesetzt Leute, Männer, Frauen und Kinder, herbei, mir Gruß und Willkomm zu bieten, niederknien den Segen zu empfangen. In

den Ruhestationen ein stetes Kommen und Gehen von Menschen, die Bananen und Eier, ja Hühner und Schafe zum Geschenke brachten, deren Annahme sie ebenso als Segen betrachteten als meine bloße Begrüßung oder auch nur meinen Anblick. Die eingeborenen Katechisten eilten mit ihren Katechumenen aus den zahlreichen Posten zu meiner Begrüßung herbei. Von den Missionsstationen der Weißen Väter kamen die Patres mit Hunderten von Gläubigen mir entgegen, die, fromme Lieder singend und händeklatschend, unter dem dumpfen Klang der Trommeln, ein Ersatz für die Glocken, mich im Jubel zur Kirche geleiteten. In Rubaga eilten mir 300 Erstkommunikanten, Bananenblätter schwingend, unter strömendem Regen entgegen. In Villa Maria, in Budda, einer fast ganz katholischen Provinz, allwo ich Bischof Streicher besuchen wollte, empfing mich dieser mit allen Patres, den eingeborenen Seminaristen und mehreren tausend Gläubigen. Das Ganze mehr ein Triumphzug als eine Reise. In den Kirchen, in denen ich zelebrierte, hatte ich täglich an mehrere Hundert die heilige Kommunion auszuteilen, so daß ein Priester mir half. Die Beichtstühle den ganzen Tag umlagert von Gläubigen, die stundenlang warten, bis an sie die Reihe kommt. In Rubaga taufte ich auf eindringlichen Wunsch der Patres 31 Katechumenen und alle paar Monate wird in allen Kirchen eine ähnliche und größere Zahl getauft. Man sagte mir, daß am Osterfeste, zu dem ich trotz meines heißesten Wunsches zu spät kam, in einer Kirche allein 6000 Kommunionen stattfanden. Von Villa Maria, wo Seminar, Noviziat der eingeborenen Schwestern, Druckerei usw. sich befinden, begleitete mich Bischof Streicher nach der Nachbarstation, die auf meinem Wege lag, und da harrten 300 Neophyten der Firmung. Ich sah 10 Stationen, darunter ein Spital mit etwa 1000 Schlafkranken, überall dasselbe Schauspiel. In den anderen 13 wird es ebenso sein. Dazu über 900 Katechisten,

welche das ganze Land mit einem dichten Netze von Katechumenaten mit je mehreren Hundert Katechumenen überzogen haben. Das alles, Land und Leute, lag außerhalb meines Vikariats, aber mein Herz frohlockte und jubelte bei diesem Anblick. Schon als Student und noch mehr später hatte ich über die Mission von Uganda gelesen. Nun hatte mich Gottes Vorsehung sie mit Augen schauen lassen und alle meine Erwartungen, die wirklich kühn waren, sind übertroffen durch die Wirklichkeit. Das ist etwas Einziges. Ja einzig, denn, verläßt man bei Butiaba im Westen oder bei Entebbe im Osten das Gebiet von Uganda samt Unyoro, so hat man wieder ungefähr jenes Afrika vor sich, wie ich es bisher kennen gelernt habe. Dieses Hochland des Äquators, den ich bald in südlicher, bald in nördlicher Richtung kreuzte, ist mit irdischem und himmlischem Segen überschwemmt. Es ist eine Hochburg der Religiosität. Es mag sein, daß Land und Leute mir noch verklärter vorkamen infolge der ausgeprägt herzlichen Aufnahme, die ich bei den Weißen Vätern fand. Bischof Streicher und seine Missionäre empfangen mich in allen Stationen wie einen Bruder und Mitbruder und ließen mich in das Triebwerk des gewaltigen Missionsapparates schauen. Kardinal Lavignerie habe ich nicht gesehen; er muß aber ein großherziger und großzügiger Mann gewesen sein, denn so sind seine Söhne. Die Erfolge der Weißen Väter in Uganda sind einzig dastehend in der neueren Missionsgeschichte. Ich habe ihnen aber in meiner Freimütigkeit offen gesagt, daß diese wunderbaren Erfolge nicht allein ihr Verdienst sind. Das Volk, das sie gefunden, ist das religiöseste, wenigstens Afrikas. Vielleicht fließt etwas abessinisches Blut in seinen Adern. Von einer solchen Annahme las ich einst und der Anblick der Baganda bestärkte mich darin. Die Baganda hatten ein monarchisches Regierungssystem, hatten ihre Kleidung und Lebensweise, hatten ihre Zivilisation und das alles lange

vor Ankunft der Europäer in ihrem Lande. England wußte nichts Besseres zu tun, als das Land nach dem vorgefundenen System zu regieren. Das Ganze war ein wohl vorbereitetes Erdreich, in dem der von den Missionären gestreute Samen hundert-, ja tausendfältige Frucht tragen muß. Gar kein Vergleich ist möglich mit den Völkern des Südens. Aber nicht entmutigt, nein, gestärkt hat mich der Anblick Ugandas und seines Volkes. Nicht umsonst, dachte ich mir, hat die Vorsehung dieses herrliche und auserwählte Volk in das Herz Afrikas verlegt. Vom religionsfreundigen Uganda aus wird der Strom der frommen Begeisterung sich über die Nachbarstämme und bis zu unseren Sudanegern ergießen. Bischof Streicher und die Weißen Väter sind großmütig. Ersterer versprach mir Katechisten, letztere stellten ihre Prokura in Entebbe zur Verfügung; alle sind sie bereit, uns zu helfen. Zunächst verspüren den Einfluß und die Hilfe Ugandas Omach und die Nilprovinz, aber holde Lüfte werden im Laufe der Zeit den Segen Ugandas bis nach Khartoum tragen. So hatte ich denn Grund genug, mit meiner Reise zufrieden zu sein. Wie neubelebt und neubeschwingt, übergewollt von herzerquickenden und geiststärkenden Eindrücken, eilte ich über Mombasa-Aben hieher zurück, nach einer fünfmonatlichen Abwesenheit, deren bloße Erinnerung mir Erhebung und Aufrichtung für das Leben bleibt.

Das bisher Gesagte mag einen Einblick über den gegenwärtigen Stand des Vikariates geben. Folgende Zahlen mögen ihn noch ergänzen:

Jahr	Stationen	Kirchen, Kapellen	Missionäre		Schwestern	Eingebor. Katechisten	Katholiken	Katechumenen
			PP.	FF.				
1903	4	5	11	9	17	—	610	—
1904	7	8	18	20	34	—	792	—
1910	10	14	30	23	45	14	2290	933

Jahr	Taufen	Beichten	Kommunionen	Schüler	Schülerinnen	Konvikte	Apotheken
1903	112	?	?	28	40	—	6
1904	364	895	876	64	104	—	8
1910	872	4491	6246	234	238	37	14

Aus diesen Ziffern erhellt der Fortschritt im allgemeinen und wer sich mehr erwartete, möge bedenken, daß dies die Zeit der Aussaat war und daß die Ernte nahe ist, ganz besonders im heidnischen Teile — die eben begonnene neue Station Agulle ist nicht mitinbegriffen — wo die Zahl der Katechumenen, die sich auf die Taufe vorbereiten, nahezu tausend beträgt. Dazu wären noch wenigstens ebensoviele Eingeborene zu erwähnen, welche nicht regelmäßige Katechumenen sind, aber mehr oder weniger unsere Gebete oder Wahrheiten wissen. Dies letztere hat den Vorteil, daß sie in Lebensgefahr leichter die Taufe empfangen können, während es einem jeden Seelsorger bekannt ist, welche Schwierigkeiten es mit sich bringt, selbst sterbende Christen in den letzten Augenblicken auf den Empfang der heiligen Sterbsakramente genügend vorzubereiten, eine Aufgabe, die bei sterbenden Heiden noch bedeutend erschwert ist durch die Anwesenheit abergläubischer Anverwandter und Zauberer. Die Zahl der Katechumenen wird künftighin in rascheren Verhältnissen steigen als bisher, besonders wenn die in Vorbereitung befindlichen eingeborenen Katechisten zur Mitarbeit herangezogen werden können. Erst mit Hilfe dieser kann das Bekehrungswerk auf eine breite und ausgreifende Basis gestellt werden. In dem jetzt Bestehenden liegen die Keime einer ganzen Anzahl von Christengemeinden, ja von Missionsbezirken und Missionsgebieten. Der Zeitpunkt ist nicht mehr ferne, daß dieses unermesslich große Vikariat mehrere Jurisdiktionsgebiete aus sich heraus entwickelt haben wird, und

dies wird der beste Beweis seines Fortschrittes und die Krone seines Ruhmes sein.

Gewiß werden sich alle Freunde dieses altherwürdigen Vikariates darüber freuen. Öffnet sich doch dieser Mission mit all ihrer langen und wechselreichen Vergangenheit nun eine verheißungsvolle Zukunft. Aber für mich ist die Freude mit einer Portion Bitterkeit durchtränkt. Die Vorbereitungen, Reisen und Sonstiges, was zur Errichtung der Mission Omach notwendig war, haben mehr gekostet, als ich annahm. Allein die Transporte von Gondokoro nach Omach verursachten nahezu Kr. 6000 Auslagen. Für das ganze Unternehmen standen mir Kr. 10.000 zur Verfügung. Bis Ende des letzten Jahres hat Omach, alles in allem genommen, mehr als das Doppelte gekostet. Die Ausgaben sind allerdings sehr gut angewendet, aber mit diesem Troste kann ich nicht die Schulden bezahlen. Solche sind mehr als genug vorhanden. Schulden, viele Bedürfnisse in den Stationen, die befriedigt werden müssen, und kein Geld, das sind gegenwärtig die Bitternisse und Kummernisse meines Amtes. Aber ich kann doch sagen, daß mein Gottvertrauen größer ist als meine Not; ist doch Gott am nächsten da, wo die Not am größten. Nun wahrhaftig, da ist mir Gott sicher sehr nahe und auf ihn vertraue ich. Geld und Missionäre oder Missionäre und Geld sind die Notwendigkeiten des Augenblickes. Eigentlich ist Geld noch notwendiger als Personal, denn dieses setzt ersteres voraus. Ich stimme mit einem der größten Kenner der katholischen Missionen überein, wenn er sagt, die Bekehrung der Welt sei in erster Linie eine Geldfrage, wobei ich als selbstverständlich betrachte, daß der allererste Faktor die Gnade Gottes ist. Aber unter den menschlichen Mitteln zur Glaubensverbreitung steht das Geld in erster Linie. Da ist die Bewegung, welche eben jetzt durch die katholischen Länder und besonders durch die deutschen Gaue geht

und welche die Erweckung der Teilnahme der breiten Volksschichten am Werke der katholischen Weltmission zum Ziele hat, ganz angezeigt. Ich meine, von dieser neuesten Er-

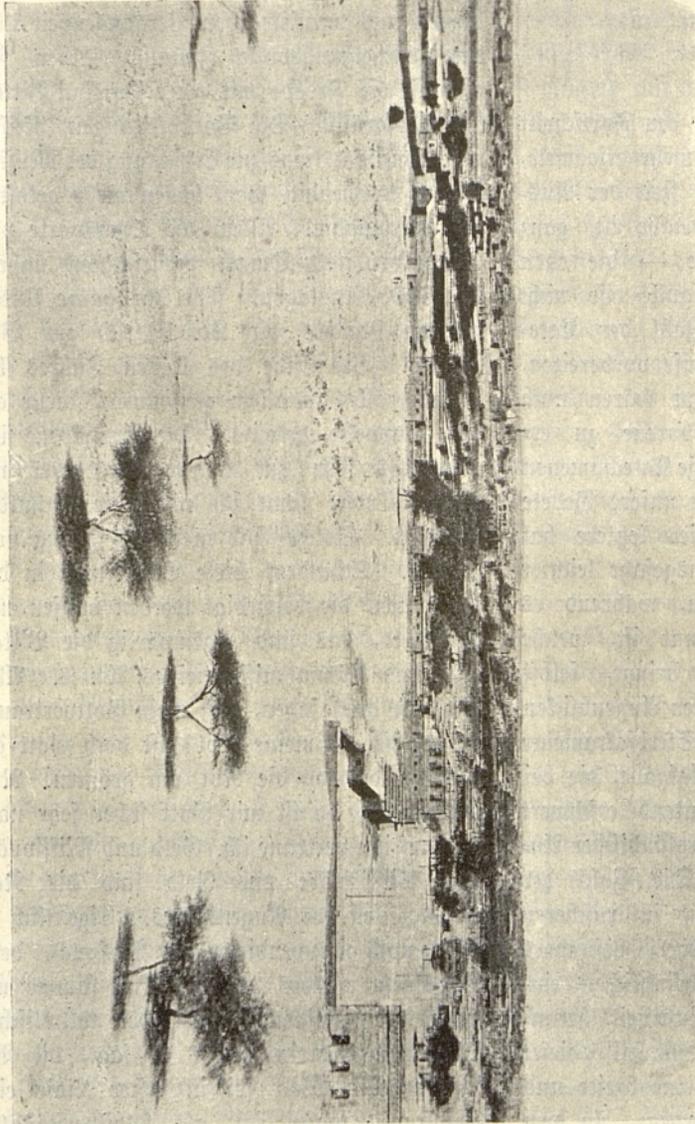
des Christentums nicht ent schlagen. Beide Reiche haben Geld im Überfluß, möge ein ihrer Weltstellung entsprechender Teil davon für die Missionen flüssig gemacht werden.

Geld und Missionäre!

Sa auch diese! Man hört heute vielfach jammern, daß die Ideale aus der Welt geflohen sind und der Materialismus sich so breit machte. Das glaube ich nicht, es ist Pessimismus. Es gibt Ideale, und viele, und der Idealisten gibt es noch mehr. Tausende von Gymnasiasten, Hunderte von Hochschülern suchen nach Mitteln und Wegen, ihren Idealismus zu befriedigen. Der Priesterstand, der heute mehr als je in vergangenen Zeiten hochherzige Mitglieder zählt, hat keinen Mangel an solchen, deren glühendem Seeleneifer die Heimat zu enge ist und die, losgeschält von Verwandtschaft und Vaterland, ihrer Kirche neue Gebiete zu erschließen und neue Völker zu gewinnen sich sehnen. Nicht zuletzt zählen der Handwerker- und Bauernstand unter ihren Gliedern zahlreiche Jünglinge, die einen Drang

scheinung im Leben der Kirche kann man sagen, daß sie providentiell ist und Gott sie will. Völker wie jene Osterreich-Ungarns und Deutschlands, deren Wogen bis in die entlegensten Winkel der Erde hineinbranden, können sich der Teilnahme an der Weltmission

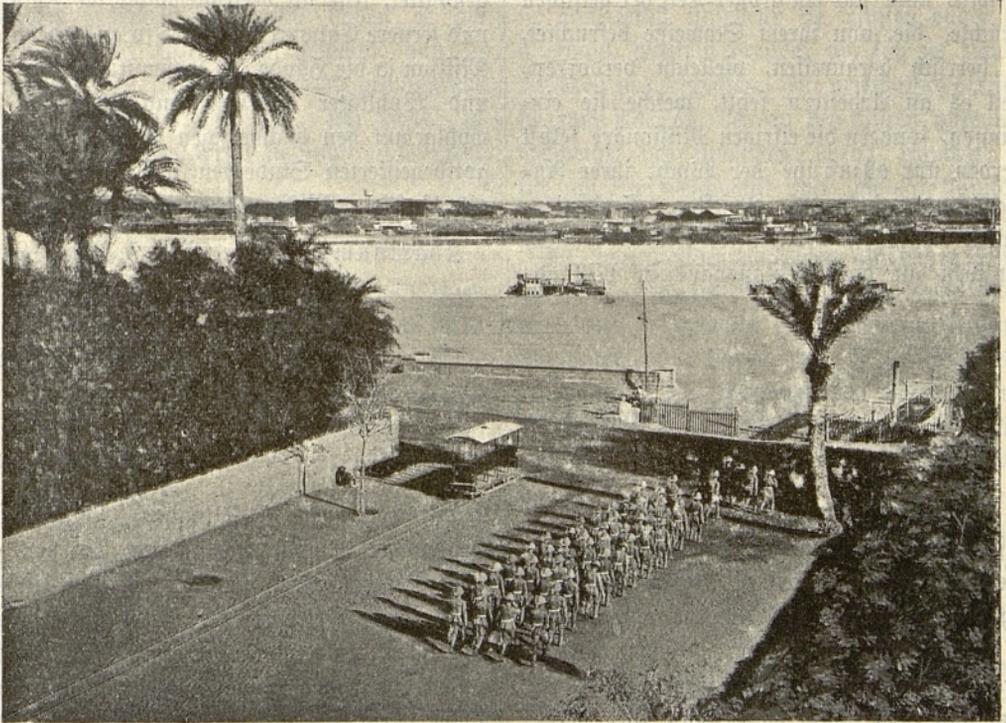
in sich fühlen, alles zu verlassen und ihre Kräfte der Mehrung des Reiches Christi in der Ferne zu widmen. Wie und wo? Das ist für sie alle die Frage. Nun, hier ist ein Arbeitsfeld für sie alle und alle werden hier befriedigt sein. Sa, ihr alle, Gymnasiasten, Hochschüler,



Kibartoum von Osten gesehen.

Priester, Handwerker und Bauern, die ihr diese Zeilen zu Gesichte bekommt, machet euch auf hierher in diese Mission von Zentral-Afrika! Doch nein, greifet zur Feder und schreibet den Drang eurer Seele nieder, so wahr und wahrhaftig als möglich und meldet euch zum Eintritte in das Noviziat des Missionshauses in Milland bei Brigen in

wesentlich, daß ein Gesuch um Aufnahme von seiten jener, welche diesen Beruf nicht fühlen, aussichtslos bleiben wird. Nun, das Gesagte genüge. Gottes Geist weht, wo er will. Ich meinerseits wünsche aus den Tiefen einer Missionsärzseele, daß diese Zeilen recht vielen Studenten, Priestern und Laien den Weg weisen mögen zu dem ihnen von Gott ge-



Khartoum.

Katholische englische Soldaten am Sonntagmorgen vom Gottesdienste heimkehrend. — Im Hintergrunde: Blauer Nil mit dem Missionsdampfer „Redemptor“ und Halfaya oder Khartoum-Nord.

Tirol. Schreibet auf den Briefumschlag diese Adresse: „Hochw. P. Rektor, Missionshaus Milland bei Brigen, Tirol“, und schicket den Brief mit der Post ab. In der Antwort werden euch die Bedingungen der Aufnahme bekanntgegeben werden, deren vornehmste die sein wird, daß ihr außer dem Drang zum Missionsleben auch den Beruf zum Ordensstande haben müßet. Das letztere ist so

stecken Ziele und daß diesem ungeheuren Missionsgebiete recht viele gottbegeisterte Arbeiter, sei es als Priester oder Laienbrüder, zugeführt werden. Arbeit und wirklich lohnende Arbeit ist für Hunderte vorhanden, mögen sie nur kommen. Was mich neben der Geldnot noch besonders schwer drückt, das ist die Tatsache, daß ich Augenzeuge sein muß, wie meine Mitbrüder, die Patres und Laien-

brüder und ebenso die Schwestern, unter der Last der übermäßigen Arbeit leiden und vor der Zeit sich aufreiben. Mit wahrhaft heroischer Selbstverleugnung verachten sie alle Strapazen und Entbehrungen, die notwendigerweise mit der Missionsstätigkeit in so wilden Gegenden verbunden sind, nur das eine vor Augen sich haltend, Gottes Ehre in der Rettung der Seelen zu mehren. Kommt ihnen nicht Hilfe, so wird nicht nur ein großer Teil der geistigen Früchte, die, von ihrem Schweiß befruchtet, so herrlich heranreifen, vielleicht verdorren, weil es an Arbeitern fehlt, welche sie einheimen, sondern die eifrigen Missionäre selbst werden nur allzufrühe der Wucht ihrer Anstrengungen erliegen. Priester, Studenten, Laien, welche sich der Mission widmen wollen, schreiben an das Missionshaus in Milland-

Brigen. Im Namen dieser meiner Mitarbeiter und Mitbrüder bitte ich um Nachwuchs und Nachschub, um Priester und Brüder nach ihrem Schlage, von ihrem Eifer und ihrer Opferfreudigkeit. Und hier schließe ich. Nachdem ich mir obige Zeilen von den innersten Tafeln meiner Seele herabgeschrieben oder vielmehr die Wünsche und Stimmungen meines Herzens in diese Buchstaben ausgeschüttet, lege ich vertrauensvoll die Zukunft und fernere Entwicklung dieser so ausgedehnten Mission in die Hände der großmütigen Freunde und Wohltäter derselben und überlasse sie wohlgenut den hochherzigen Entschlüssen der gottbegeisterten Studenten, Priester und Laien als künftiger Missionäre von Zentral-Afrika.

Rhartoum u. Weißer Nil, 5. März 1911.

Viehzeit bei den Schilluk.

Von P. I. Stang F. S. C.

(Schluß.)

Es wäre ganz gefehlt, die Viehzucht auf unseren Missionsstationen ganz nach europäischem Muster zu betreiben. Zuerst muß man sich dem Gebrauche der Schilluk auch hierin, so gut es geht, anschließen, insoweit nämlich ihre Methode nicht direkt schädlich ist; erst nach und nach kann man dann ihre hergebrachten Gebräuche durch bessere ersetzen. So erreicht man zwar langsam, aber sicher sein Ziel. Die guten Hirten gewöhnen sich so, beinahe ohne daß sie es selbst merken, an die bessere Methode. Haben sie aber einmal den Nutzen derselben eingesehen, dann werden sie sich ganz von selbst derselben anschließen und nicht nur selbst praktische Viehzüchter werden, sondern auch ihre Freunde und Verwandten bewegen, dasselbe zu tun.

Im allgemeinen ist das Vieh im Lande Nyfängs recht abgehärtet; daher kommt es auch, daß unter demselben nicht so viele

Krankheiten, wie Erkältungen, Blähungen, Geschwülste u. dergl., vorkommen, trotzdem es seine Nahrung Tag für Tag auf den keineswegs fetten Weidgründen selbst suchen muß und allem Unwetter ausgesetzt ist. Von den ansteckenden Viehseuchen abgesehen, kommt es höchst selten vor, daß ein Stück Vieh zugrunde geht. Oft muß man staunen, wenn man sieht, mit welcher Gleichgültigkeit die Schilluk bei einer solchen Seuche die Hände in den Schoß legen, ohne das Geringste gegen das Umsichgreifen der Seuche zu tun. Sie sind eben durch und durch Fatalisten. Der Schilluk denkt sich eben, was solle er sich bei einer solchen Gelegenheit noch viel anstrengen, was vom Schicksal dazu bestimmt sei, gehe zugrunde und könne trotz der angewendeten Heilmittel nicht gerettet werden, hingegen sei es unnütz, das übrige Vieh schützen zu wollen, da es von der Seuche doch nicht angegriffen würde.

Deshalb sei es gleichgültig, ob gesunde und kranke Tiere auf der Weide und in den Ställen zusammen seien. An diesem Fatalismus halten die Schilluk stark fest, obwohl sie handgreiflich sehen, welcher großer, unerfesslicher Schaden daraus entspringt; nichts, auch nicht die besten handgreiflichen Beweise können sie davon abbringen. Alle Ratschläge prallen eber ganz unwirksam an ihren harten afrikanischen Schädeln ab: „So haben es die Alten, unsere Vorfahren, gemacht und so machen wir es auch“, das ist die gewöhnliche Antwort, hinter die sie sich stets zu verschanzen suchen, wenn sie sonst nicht mehr aus können.

Die Jugend ist in dieser Beziehung ganz anders geartet, besonders wenn sie mit uns in nähere Berührung gekommen ist. Da legen sie, wenn auch mit einer gewissen, von ihren Vätern ererbten Hartnäckigkeit ihre Vorurteile ab. Sobald sie aber mit ihrem oft frühzeitig ausgereiften Verstand klar eingesehen haben, wie töricht und lächerlich die Grundsätze ihrer Väter sind, werden sie rasch unsere Freunde und alle Vorurteile sind wie mit einem Schläge geschwunden. Sie lassen sich dann mit Leichtigkeit von uns unterrichten und scheuen sich nicht, ihren Verwandten ihr unsinniges Treiben offen vorzuhalten und ihre Missionäre stets tapfer zu verteidigen und das ohne Menschenfurcht oft in Gegenwart des ganzen Dorfes.

Da die meisten jungen Schilluk, wie wir schon des öfteren zu erwähnen Gelegenheit hatten, sich mit Viehzucht abgeben und jeder ernstlich bestrebt ist, seinen Viehstand in die Höhe zu bringen, um sich sein späteres Familienglück zu sichern, so werden auch unter ihnen neue Grundzüge leicht Eingang finden und der Fatalismus wird immer mehr schwinden, zum Wohle des ganzen Volkes und besonders auch zum Nutzen und Gedeihen der Viehzucht.

Der Umstand, daß die Schilluk nur sehr wenige Heilmittel gegen die auftretenden

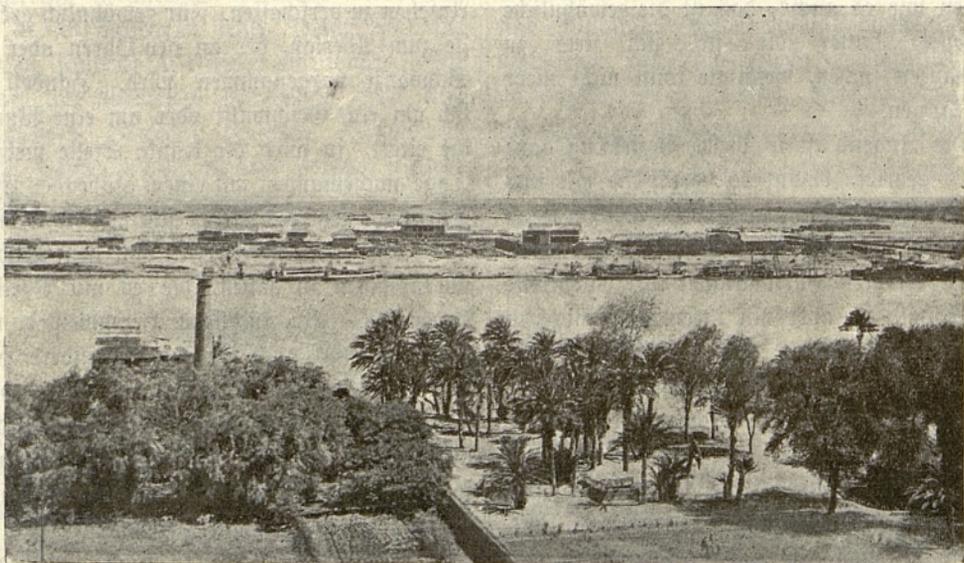
Kinderkrankheiten haben, kommt den zahlreichen Hexenmeistern und Zauberern sehr zu statten. Es ist gewiß, daß dieselben einige Kenntnisse von den landläufigen Heilmitteln besitzen, umso mehr, da ihr Amt meistens erblich ist, sich vom Vater auf den Sohn vererbt; die Väter sind bestrebt, ihren Söhnen ihre Kenntnisse recht gut beizubringen. Trotzdem ist aber ihre Kenntnis recht mangelhaft, was sie auch selbst einsehen; sie müssen daher zu allerhand Mitteln greifen, um sich im Lande Ansehen zu verschaffen. Für gewöhnlich greifen sie zum Aderlaß, der an den Ohren oder am Schwanz vorgenommen wird. Handelt es sich um eine Geschwulst oder um eine Wunde, die eitert, so wird die kranke Stelle mehrere Tage nacheinander mit einem glühenden Eisen gebrannt; letzteres Mittel scheinen die Schilluk aber erst in neuerer Zeit von den Arabern übernommen zu haben, die es mit Vorliebe anwenden. Ein tüchtiger Hexenmeister und Vieharzt kennt noch gar manche andere Heilmittel und versteht es, seine Landsleute vollständig zu betören durch seinen verschiedenartigen Hokusfokus; diese Mittel sind aber so beschaffen, daß sie weder nützen noch schaden können, wie der schlaue Hexenmeister gar gut weiß. Außerdem stellt er noch verschiedene Amulette her, die dem Besitzer und dem kranken Tiere umgehängt werden. Der Eigentümer muß natürlich all diese Sachen recht gut bezahlen.

Wenn nun so eine kranke Kuh durch Zufall wieder gesundet, so erscheint auch alsogleich der Hexenmeister, um den Besitzer zu besuchen und ihm Glück zu wünschen. Beim schäumen den Negerbier gibt er nun all seine Heldentaten, die er vollbracht, zum besten, selbstverständlich vergißt er auch nicht, seine Quacksalbereien rühmlichst hervorzuheben, die selbstredend immer sofort den erwünschten Erfolg hervorgebracht haben. Im Laufe des Gesprächs erinnert er seine Zechgenossen, besonders aber auch den Hausherrn, wiederholt an seine

neueste Heldentat und wie nur seinem probaten Heilmittel die Genesung der Kuh zu verdanken sei, ohne ihn wäre sie unrettbar verloren gewesen. Nach langem Hin- und Herreden erreicht der schlaue Hakim dann endlich sein erstrebtes Ziel, meistens zieht er nicht früher von dannen, bis ihm der glückliche Eigentümer der geretteten Kuh je nach seinem Vermögen eine schöne Lanze oder einige fette Ziegen zum Geschenke gemacht. So ein Schillukarzt kann gar unverschämt hohe For-

Menschenfresser und schimpft ganz schrecklich über den Erzbetrüger und Volksausfänger.

Einstens kam so ein gefürchteter Hexenmeister in mein Zimmer, während ich gerade unseren Viehhirten Katechismusunterricht erteilte. Meine schlauen Schelme blinzelten mich verschmizt an und gaben mir so zu verstehen, denselben einmal gründlich herzunehmen. Die günstige Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Der Großsprecher zeigte mir ein Amulett, das er mir gegen einen kleinen



Am Blauen Nil bei Khartoum.

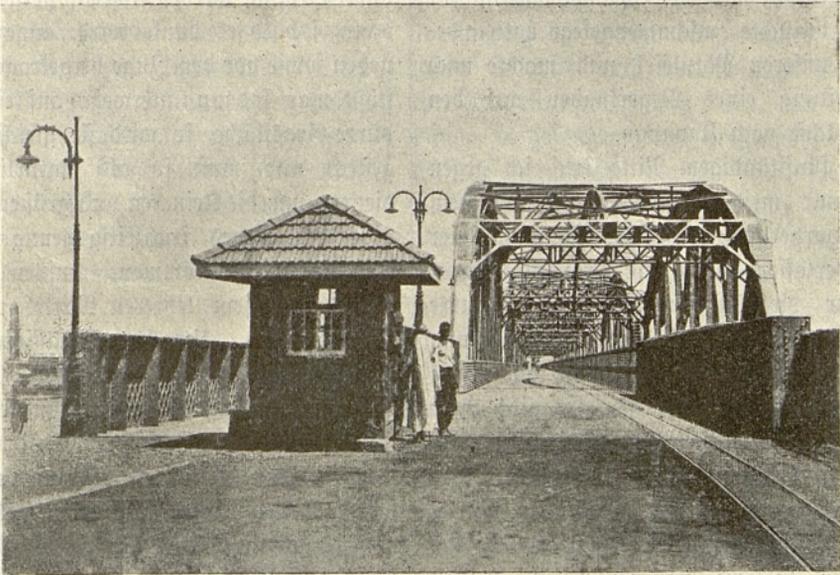
Im Vordergrund Eisfabrik und Palmenhain. Im Hintergrund Halfaya oder Khartoum-Nord.

derungen stellen, da er aber als Hexenmeister berühmt ist, so fürchtet sich alles vor ihm und jedermann gibt sich alle Mühe, seine Forderungen zu befriedigen, selbst wenn man dadurch großen Schaden erleidet. Kein Schilluk will sich einen solchen Mann zum Feinde machen, denn dieser würde sich ja, wie er meint, fürchterlich rächen und zwar an Menschen und Vieh. Deshalb kagenbuckelt fast jeder Schillukmann vor diesen vermeintlichen Feinden, doch kaum hat sich derselbe entfernt, so vermünscht er ihn ins Land der

Handspiegel geben wollte. Der Tausch wurde angenommen. Im Besitze des vermeintlichen Kleinods machte ich mich sogleich daran, dasselbe vor den Augen meiner Zuschauer mit einem Messer zu öffnen. Der Zauberer war aber damit nicht einverstanden, um jeden Preis wollte er mich von meinem Beginnen abhalten: ich solle den Inhalt ja nicht anrühren, denn sonst sei ich ein Kind des Todes. Doch das hielt mich nicht ab, in meinem Beginnen fortzufahren, bis der berühmte Inhalt, zwei kleine Stückchen Holz, zum Vorschein kam.

Eines führte ich rasch zum Munde und verschluckte es. Der „gute“ Schillukhafim sowie einige wenige Alte, die zugegen waren, waren ganz außer sich wegen meines schrecklichen Treibens und meinten, jeden Augenblick müsse ich tot zu Boden stürzen, wenigstens die letzteren waren der Ansicht; der Zauberer hatte wohl andere Gedanken. Da jedoch die Katastrophe nicht eintrat, ergriff sogar einer der Katechumenen das übrig geliebene Stückchen

ihr so gefürchteter Hafim sei, sie brachen in ein lautes Hohngelächter aus, während sich der Zauberer eiligst aus dem Staube machte. Seitdem hat er sich nie mehr bei mir blicken lassen. Meine Katechumenen aber erzählten die Begebenheit ihren Verwandten und Bekannten; mit einem Schlage waren sie von aller Furcht vor den Zauberern und Hexenmeistern gründlich befreit. Ja die Jugend sieht allmählich ein, daß die Zauberer im



Durchblick durch die Brücke über den Blauen Nil zwischen Kartoum und Kartoum-Nord.

Im Vordergrund: Zollhäuschen. Brückenzoll für die Person zwei Millimes, gleich fünf Heller.

Holz und verschluckte es, indem er dem verdutzten Zauberer lachend zurief: „Wenn unser Vater stirbt, so will auch ich mit ihm sterben.“ Nun konnten sich die Zungen nicht mehr halten, da sie einsahen, welch ein Betrüger

Schilluklande nur von Betrügereien leben, je mehr sie aber dieses einfieht, um so mehr Einfluß werden wir auf sie gewinnen und um so leichter werden sie unserer heiligen Religion zugänglich sein.

Aus dem Missionsleben.

Die Ferien des Missionärs.

Ich erinnere mich noch recht gut, als ob es gestern gewesen wäre, an jene zehn Tage,

die ich in der Wildnis an den Ufern des Pango verbracht, und mit Begeisterung denke ich noch daran.

Von meinen Mitbrüdern in Kayango ein-

geladen, mich ihnen bei dem großen Jagd- ausfluge anzuschließen, zögerte ich keinen Augenblick, dieser Einladung Folge zu leisten. Jedes Jahr vor der Regenzeit unternehmen sie nämlich von Kayango aus einen größeren Jagd- zug, um sich mit dem nötigen Mundvorrat für die Regenzeit vorzusehen. Um so mehr nahm ich die freundliche Einladung an, als ich das Bedürfnis verspürte, mich ein paar Tage der Abspannung hingeben zu müssen.

Nachdem ich mir das Wenige, das ich für die Reise brauchte, zusammengelegt hatte, bestieg ich unseren Maulesel und machte mich in Begleitung eines Negerknaben auf den Weg zunächst nach Kayango.

Nach fünfstündigem Ritte traf ich gegen Mittag mit meinem Mitbruder zusammen, der am vorhergehenden Tage Wau mit vier Wagen verlassen hatte, eine Transport-Karawane für die Station Kayango. Letztere Station muß nämlich all ihre Bedürfnisse von Wau aus bestreiten, das ungefähr zwölf gute Gehstunden weit entfernt ist. Es gibt zwar einen sogenannten Weg hier, der aber noch schwerer zu befahren ist als unsere Gebirgs- pfade, so, daß an einer schönen Stelle der Wagen nicht mehr weiterkam. Alles An- treiben der Zugtiere war vergebens, er war in der Dunkelheit auf eine mitten auf dem Wege hervorragende Wurzel aufgefahren; es mußte alles versucht werden, bis es gelang, ihn wieder flott zu machen; von den Fels- blöcken und Gräben, die einen fast bei jedem Schritt hindern, will ich lieber ganz schweigen. Es kann sich jeder leicht vorstellen, welch ein Vergnügen es bei solchen Wegeverhältnissen sein muß, den Fuhrmann zu spielen, wenn ich erwähne, daß man diese Strecke zu Wagen nicht unter drei Tagen zurücklegen kann. Um die Ochsen unter den brennenden Sonnen- strahlen nicht zu sehr zu ermüden, muß man sich dareinfinden, mehr des Nachts als bei Tag zu reisen. So lange der Mond seine freundlichen Strahlen herabsendet und die

Finsternis etwas erhellte, geht es noch an; versagt aber auch der feinen matten Schein, so weiß man nicht recht, wie in der Dunkelheit auf dem rechten Wege zu bleiben. Doch auch dann hilft man sich weiter, wenigstens so gut es angeht. Da heißt es, aus der Not eine Tugend machen. Und Not ist in der Tat eine gute Lehrmeisterin, sie läßt das nötige Mittel ausfindig machen. Aus dem in Hülle und Fülle längs des Weges vorhandenen dünnen Grase werden Fackeln hergerichtet, die dann, sobald es dunkel wird, angezündet und neben sowie vor dem Zuge hergetragen werden; stößt man sodann unterwegs auf eine größere dürre Grasfläche, so wird sie gleich in Brand gesteckt und muß so als natürliche Fackel dienen, um die kleineren und größeren Hinder- nisse des Weges frühzeitig genug zu zeigen. Um weiter zu kommen, mußten auch wir öfters zu diesem letzteren Mittel unsere Zu- flucht nehmen. Um das Schauspiel voll zu genießen und meinen Mitbrüdern Gesellschaft zu leisten, zwang ich mein Maultier, gleichen Schritt mit den Ochsen zu halten, die mit den beladenen Wagen vorausgingen. Zu beiden Seiten ragten die Riesen des Urwaldes majestätisch in die Luft hinein; bei dieser magischen Beleuchtung schienen sie noch viel größer und majestätischer zu sein; mit jedem Aufklaren der Fackeln änderten sie ihre Form.

So ging es denn bis gegen 11 Uhr abends weiter. Als wir dann merkten, daß die Tiere nicht weniger müde waren und nach Ruhe verlangten als unsere Begleiter, schlugen wir mitten im Urwalde unter dem sternklaren Himmelszeltel unser Lager auf; wegen der dichten Baumkronen sahen wir jedoch wenig von dem prächtigen Tropenhimmel. Nachdem wir uns kurz dem Herrn empfohlen hatten, überließen wir uns Morpheus' Armen, der uns auch alle bald sanft umschloß. Die Nacht verstrich ruhig, ohne jeglichen Zwischenfall, nur die Hyäne schreckte manchmal mit ihrem Geschrei den einen oder anderen Schläfer auf.

In aller Frühe wurde wieder aufgebrochen; um schneller nach Kayango zu kommen, trennte ich mich gleich von der übrigen Karawane. Noch im Laufe des Vormittags gelangte ich zur Station, wo ich aufs freundlichste empfangen wurde.

Der für die Jagd ausersehene Ort lag ungefähr sieben Gehstunden von Kayango entfernt an dem Ufer des Pango; das Wild ist dort sehr zahlreich und im Flusse wimmelt es von Fischen, die sehr leicht zu fangen sind. Vor wenigen Jahrzehnten war jene Gegend sehr bevölkert, Golo und Nyam-Nyam teilten sich in ihren Besitz; die Sklavenjagden haben sie aber so sehr gelichtet, daß man jetzt tagelang reisen kann, ohne eine menschliche Wohnung anzutreffen. Aber umsomehr Wild kommt einem in den Weg. Ungeört kann es sich hier herumtummeln; an Weideplätzen fehlt es nicht und der nahe Fluß liefert klares Trinkwasser und ladet während der drückenden Tageszeit zum Bade ein. Angefangen vom Elefanten und Löwen bis zur Waldmaus und der Ameise Gnmü (die gleichfalls von den Eingeborenen verzehrt wird) ist hier alles Gute und Schlechte vertreten. Meine Gefährten mit den Knaben der Station Kayango erwarten mich bereits an Ort und Stelle.

Ohne viel Zeit zu verlieren, machte ich mich für den nächsten Morgen reisefertig; als Führer nahm ich zwei Knaben mit, die vorgaben, den Weg zu kennen. Den Maulesel ließ ich zu Hause, um leichter in die Büsche eindringen zu können. Ich nahm mein Gewehr über die Schulter und schloß mich dann meinen tüchtigen Führern an. Für drei oder vier Stunden ging alles gut; da auf einmal, als uns die Sonne gerade auf den Kopf brannte, ohne uns auch nur unseren Schatten sehen zu lassen, erklärten meine wackeren Führer, daß sie die Richtung verloren hätten. Zu meinem Troste bot sich jetzt gerade eine günstige Gelegenheit dar, die Vortrefflichkeit meiner Waffe zu zeigen. Wir stießen

auf eine Schar Wildschweine; ich legte an und feuerte auf eines ab; der Schuß traf gut: ein gewaltiger Eber wälzte sich in seinem Blute, während die übrige Schar auseinanderstob und die Flucht ergriff. Als wir zur Stelle kamen, war der Eber bereits verendet. Auf den Schuß hin kamen zwei Eingeborene herbei, die sich auf der Suche nach wildem Honig in der Nähe befanden. Sie waren gerne bereit, das erlegte Tier nach der Station Kayango zu schaffen, natürlich gegen Überlassung der Hälfte des Fleisches, zugleich gaben sie uns auch bereitwilligst Aufschluß über den einzuschlagenden Weg, um an den Pango zu gelangen. Nach dreistündigem überaus beschwerlichem Marsche gelangten wir endlich an den Fluß. Ich danke der Vorsehung, daß sie uns aus jenem gefährlichen Labyrinth befreit und noch zur rechten Zeit hatte zum Wasser gelangen lassen. Die Knaben waren bereits vor Durst ganz entkräftet, da sie bereits seit Mittag ihren Wasservorrat aufgebraucht hatten. Ich hatte vielleicht noch ein halbes Liter in meinem Krüge. Durste ich es aber ohn weiteres in vier Teile aufteilen, da wir nicht wußten, wann wir zum Fluß gelangen würden? So oft sie mich um Wasser baten, gab ich ihnen ungefähr einen Löffel voll, auch für mich hielt ich das gleiche Maß ein. So gingen wir in den drei heißesten Stunden des tropischen Tages voran. Auch hier machte ich wieder — wie so oft schon — die Erfahrung, daß die Neger den Durst viel schwerer ertragen können als wir Europäer. Es ist schwer zu sagen, mit welchem Vergnügen sie sich, da Wasser zur Genüge vorhanden war, in den Fluß stürzten.

Wir hatten also den Pango erreicht, aber nicht die Gesellschaft, die wir suchten. Der Ort, an dem wir zum Flusse gestoßen waren, war jedoch meinen kleinen Führern nicht ganz unbekannt; sie behaupteten bestimmt, daß wir unser Ziel erreichen würden, wenn wir dem

Flüsse gegen Norden folgten. So geschah es auch; nach vierstündigem Marsche gelangten wir zu unseren Gefährten; durch einen Schuß hatte ich sie schon von weitem auf unser Nahen aufmerksam gemacht, sie waren uns deshalb auch eine Strecke entgegengekommen.

Der Lagerplatz war vorzüglich gewählt, ich glaube, in der ganzen Umgebung hätte man wohl keinen besseren finden können. Ringsherum strebten die mächtigsten Baumriesen gegen den Himmel und in schwindelnder

Tränen aus den Augen preßt. Auch von jenen Schwärmen von winzig kleinen Mücken, die in Mund, Nase, Ohren und Augen eindringen und dem armen, geplagten Menschen so Gelegenheit geben, sich in Jobs Geduld zu üben, ist hier an diesem bevorzugten Platzen nichts zu merken. Hingegen hält die Luft wider von dem lieblichen Gesange unzählter Scharen von Vögeln, die uns angenehme Gesellschaft zu leisten scheinen; am Morgen erwachen wir beim lieblichen Gesange



Golo=Dörfchen. Wahr-el=Ghazal=Provinz.

Höhe vereinter sie ihre buschigen Laubkrone zu schattigen Lauben, die auch zur heißesten Tageszeit keinen Sonnenstrahl durchdringen lassen, während unten eine Unmasse von allerhand Schlinggewächsen, die sich an den Rieser emporranken, den Zutritt fast verwehrt. Im Innern herrscht eine erquickende Kühle, wie man sie hier unter der brennenden Tropensonne fast nicht zu erhoffen wagt. Noch mehr: hier scheint der großen Tse-tse-Fliege der Zutritt untersagt zu sein, die einem sonst überall mit ihrem Stiche vor Schmerz die

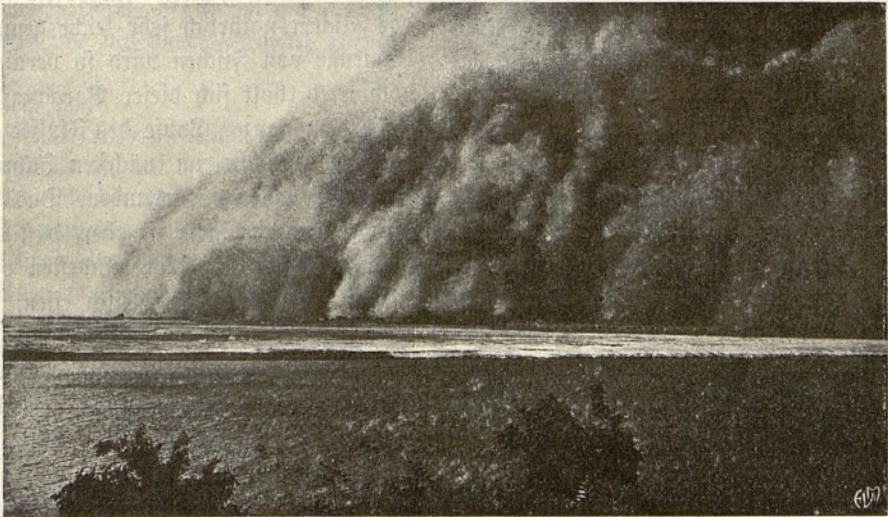
einer Nachtigall, die über unseren Häuptern fröhlich ihr Morgengebet zum Schöpfer des Alls emporsendet und die klare Luft mit ihren Trillern erfüllt.

Das ist also unser Landhaus oder, besser gesagt, unser Jagdschloß. An der schönsten Stelle wurde dann noch durch Abschneiden der untersten Äste, durch Verschlingen der etwas höheren mit den Schlinggewächsen und durch Vereinigen mit den zunächststehenden Bäumen ein natürlicher Dom gewölbt; das war unsere Kapelle, in der wir beide Patres

jeden Morgen auf dem mitgebrachten Tragaltar die heilige Messe lasen und von wo aus unser aller Morgen- und Abendgebet zum Schöpfer des Weltalls emporstieg im Verein mit dem Lobgesang der Vögel. — Das Bett sodann ist bald hergerichtet: aus Zweigen wird ein Geflecht hergestellt und frisches Laub darauf geworfen. In seine Decke eingewickelt, läßt man sich von den Vögeln ein Schummerlied singen. Von einer Küche brauche ich sodann gar nicht zu reden, ein Kochtopf über drei Steine gestellt und dar-

Jagd auf den „mbata“ (auf arabisch „fahrbush“, d. h. Schilfmaus). Es ist dies ein Nagetier, das sich in der Nähe der Flüsse aufhält und sich von den Wurzeln und Keimen des Schilfröhres nährt; es ist unserem Dache nicht ganz unähnlich und kann ziemlich groß werden, bis zu 12 Kilogramm schwer. Das Fleisch ist zart und wird von den Eingeborenen sehr geschätzt und begehrt, daher macht man auch fleißig Jagd auf das Tier.

Die günstigste Zeit für diese Jagd ist zur trockenen Jahreszeit, wenn das Wasser in den



Habub, Sandsturm.

unter ein lustiges Feuer. dauert zwar etwas lange, bis es kocht; an Holz fehlt es ja nicht. Für die Magenfrage ist auch hinlänglich gesorgt; Mehl wurde von Kanango mitgebracht und an Fleisch leiden wir keinen Mangel, dafür hat unser Nimrod gesorgt.

Vor meiner Ankunft hatte man schon verschiedene Antilopen, Büffel und Gazellen erlegt und die Knaben hatten vollauf zu tun, das zur Strecke gebrachte Wild zu enthäuten und das Fleisch an der Sonne zu trocknen, nachdem es in kleine Stücke zerlegt war. Noch mehr Glück hatten die Knaben bei der

Flüssen zurücktritt und die Ufer mit dürrem Schilf bedeckt sind. Zur heißesten Tageszeit, wenn die Tiere meistens ruhen, ward an einem größeren abgesteckten Platze ringsherum Feuer an das trockene Schilf gelegt, während sich die Jäger mit ihren Lanzen wufsbereit um das Feuer herum aufstellten. Je weiter das Feuer gegen die Mitte des abgegrenzten Platzes vordringt, ziehen sich auch die erschreckten Tiere dorthin zurück: auch dort vom Feuer bedrängt, suchen sie an einer Stelle, wo das Feuer weniger stark wütet, ins Freie durchzubringen. Die Jäger stürzen sich gleich auf

dieselben und machen sie mit ihren Lanzen unerbittlich nieder. Andere suchen sich in Löchern und Klüften des Erdbodens zu verkriechen, doch auch diese werden hervorgesucht und getötet. Unsere Knaben hatten gegen 200 Tiere gefangen.

Die Jagd war also sehr gut ausgefallen; auch ich steuerte noch etwas bei, indem ich drei Antilopen erlegte

Zum Schlusse blieb noch der Fischfang übrig, der nicht weniger interessant ist. Hiesige Neger gebrauchen dafür weder Angeln noch Netze; sie begnügen sich mit ihren Händen, höchstens, daß sie hie und da auch einmal die Lanze zu Hilfe nehmen. Vor allem wird das Wasser vergiftet; sie bedienen sich dazu eines Gemisches, das alle Eingeborenen kennen. Es gedeiht hier nämlich ein Baum (er ist dem Ebenholzbaume sehr ähnlich), dessen gelbe Früchte man mit unseren Eicheln verwechseln könnte. Diese Früchte bilden den ersten Bestandteil des Giftes, den zweiten Teil bildet eine Art wilde Zwiebel. Beide werden zerstampft und dann zusammengemischt, indem man noch viel Erde hinzufügt, so daß ein ziemlich dicker Brei entsteht, der bald zu gären anfängt und dabei einen fast unaußstehlichen Geruch verbreitet. Wirft man dieses Gift an verschiedenen Stellen ins Wasser, so wird letzteres in der nächsten Umgebung vergiftet.

Wie leicht einzusehen, darf die Wassermenge nicht zu groß sein, auch darf es nicht fließen. Hierzu ist aber der Bango wie geschaffen. Sein Wasser tritt nämlich so stark zurück, daß es fast nicht mehr zu fließen scheint und nur noch einzelne größere oder

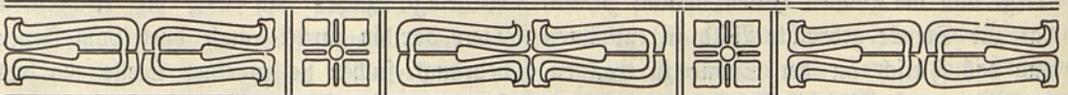
kleinere Seen bildet. Alle Eingeborenen in einer Umgebung von mehreren Tagereisen kennen diese Eigenschaft des Flusses und kommen deshalb zur gegebenen Zeit zum Flusse, um sich dem Fischfange hinzugeben.

Raum ist das Gift in das Wasser geworfen, so werden alle Fische, die sich darin befinden, betäubt. Fast alle großen und kleinen Fische erscheinen auf der Oberfläche und schwimmen auf dem Rücken, als ob sie verendet seien. In Wirklichkeit ist dem aber nicht so, denn später kommen sie wieder zu sich und leben weiter. Auf diese Weise ist das Fischen natürlich sehr leicht gemacht, eine Unmenge von Fischen wird so vernichtet und doch wiederholt sich dieser Vorgang Jahr für Jahr dem ganzen Laufe des Flusses entlang; trotzdem sind sie im nächsten Jahre wieder in gleicher Menge vorhanden. Das Schönste bei der ganzen Sache ist aber, daß die Fische durch das Gift nicht im mindesten verdorben werden, man kann ihr Fleisch essen, ohne den geringsten Schaden zu nehmen.

Was nicht frisch verzehrt werden kann, wird gereinigt, zerkleinert und getrocknet. So getrocknet, kann man das Fleisch Monate lang aufbewahren.

Wir waren mit unserem Erfolge vollauf zufrieden. Für uns und unsere Knaben hatten wir für die ganze Regenzeit Fleisch in Überfluß; vier Wagen hätte man mit der erlegten Beute anfüllen können.

Nun mußten wir daran denken, unser bereits liebgewonnenes Lager abzubrechen, um nach der zehntägigen Abspannung mit mehr Willenskraft und mehr Energie unser gewöhnliches Tagewerk wieder aufzunehmen.



Unterhaltendes.

Cingua Basse's Vertraute.

Erzählung von Dr. Hugo Mioni.

(Fortsetzung.)

Mit den Augen verfolgte sie ihn und als er ihren Blicken entchwunden war, sagte sie:

„Armer Tropf! Du wärest wirklich zu bedauern, wenn du glaubtest, daß eine Sklavin, die Mutter eines Sklaven, sich für dich begeistern und jenen hassen könnte, der so gut und edel ist, die Sklaverei und den Menschenhandel zu verurteilen!“

Sie erhob sich.

„Mein Sohn wird vielleicht bald kommen. Der weiße Mann hat mir versprochen, sich seiner anzunehmen, und die Weißen halten ihr Versprechen. Ich muß mich also fest dahinter machen, um dem Weißen eine Menge Gifte vorzubereiten und den Sohn zu empfangen. Der Ärmste darf die Mutter nicht arm, sondern muß sie reich finden; in meiner Hütte darf er keinen Mangel leiden.“

Sie machte Feuer und setzte verschiedene Töpfe darauf, in denen sie Wurzeln und tropische Pflanzen kochte.

Die Schlange näherte sich ihr, wand sich um ihren Leib und schmiegte den Kopf an die Wangen der Alten.

„Er wird bald hier sein,“ sagte sie zur Schlange.

„Du darfst ihn jedoch nicht beneiden. Ich werde dich ganz gewiß nicht vergessen. Ihn werde ich zärtlich lieben und für ihn sorgen, ohne dich zu vernachlässigen, meine Liebe!“

Einige Stunden verstrichen.

Gegen Mittag trat Amatosa in die Hütte.

„Was willst du?“ fragte Ramosina, ihn finster anblickend. Der Oberaufseher gefiel ihr gar nicht. Er schmeichelte zu sehr, er war ihr den Befehlen des Herrn gegenüber zu nachgiebig und gegen die Sklaven zu grausam, um ihr zu gefallen.

„Komme mit mir!“

„Wohin?“

„Zum Herrn.“

„Was will er?“

„Komme. Du selbst hast ihm ja gesagt, daß du ein unfehlbares Zaubermittel anwenden wollest, falls dein gestriges Mittel den widerspenstigen Sklaven nicht bezwingen würde.“

„Mein Mittel hat also nichts genützt?“

„Nein.“

Die Alte schickte sich an, die Hütte zu verlassen.

„Lasse die Schlange hier“, sagte Amatosa, indem er einen furchtsamen Blick auf das abscheuliche Tier warf.

Die Alte lachte.

„Fürchtest du dich vor ihr? Sie ist so gut und nur jener muß sie fürchten, der kein Herz hat, der, obwohl selbst Sklave, sein Vergnügen daran findet, seine Leidensgenossen zu quälen.“

„Meinst du mich damit?“ fragte der Oberaufseher zornig.

„Wer sich betroffen fühlt, ist schuldig! Gehet wir!“

„Aber die Schlange?“

Das furchtbare Reptil schien zu merken, daß man von ihm sprach; es krümmte sich, streckte den Kopf aus und züngelte mit seiner gegabelten Zunge gegen Amatosa. Dieser schrie vor Schrecken laut auf und verließ eiligst die Hütte, begleitet von dem Hohnlächler der Alten, die sich von der Schlange befreite und dem Oberaufseher folgte.

Als Amatosa sah, daß die Frau sich jenes furchtbaren Schmuckes entledigt hatte, atmete er wieder auf und ging ihr voraus zu den Sklavenhütten. Sie schritten über die von den sengenden Sonnenstrahlen fast verbrannten Felder, auf denen die armen nackten Sklaven arbeiteten, tiefend von Blut und Schweiß. Die Hitze war

drückend und entkräftend; aber der Sklave konnte an keine Ruhe denken, die Peitsche trieb ihn zu immer erneuter Tätigkeit an.

Die Zauberin erregte durch ihr Erscheinen bei vielen Furcht und Schrecken; einige schöpften aber auch Vertrauen.

„Bitte Cingua Basse, er möge uns segnen!“ riefen einige, während andere schrien:

„Ramosina, Ramosina!“ im Glauben, sich dadurch die Zauberin zur Freundin zu machen und dem Fetisch zu gefallen.

Sie lächelte ihnen freundlich zu. Selbst die Aufseher beugten ehrfurchtsvoll ihr Haupt und die Peitschen ruhten für eine kurze Zeit, bis Ramosina vorbei war.

Unterwegs fragte die Zauberin:

„Will der Sklave nicht glauben?“

„Nein. Die verfluchten Weißen werden ihn verzaubert haben.“

„Haben ihn die Missionäre verkauft?“

„Nein, die verkaufen keine Menschen; sie würden ihn sogar loskaufen, falls er zu ihnen gebracht würde.“

„Losgekauft hätten sie ihn, um ihn zu verzehren,“ bemerkte Ramosina.

Amatosa hatte etwas ganz anderes von Kup betreffs der Missionäre vernommen. Er freute sich dessen, nicht weil er es mit den Missionären hielt, vielmehr um Ramosina demütigen zu können, die alles besser wissen wollte als er. Er fürchtete sich vor der Zauberin, aber dennoch hätte er sie so gerne gedemütigt. Er stimmte daher ein Loblied an auf die Missionäre. Ramosina knirschte bei diesen Worten mit den Zähnen; zuerst erhob sie Einsprache, dann aber rief sie entrüstet aus:

„Cingua Basse möge all seine Blitze auf die Missionäre und jene, die sie loben und verteidigen, schleudern! Jetzt sei still, wenn du nicht willst, daß ich dich anklage und deine schwarze Seele unter Peitschenhieben austreibe!“

Amatosa, der kein Löwenherz besaß, neigte auf diese Drohung hin das Haupt, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Sie gelangten so zu dem Zaune, der den Sklavenhof umschloß. Am Eingange wartete Semuessi.

„Du hast auf dich warten lassen.“

„Ich habe mich, so gut es meine alten Füße gestatten, beeilt.“

„Komme herein!“ gebot Semuessi.

Sie folgte ihm innerhalb der Umzäunung.

„Du mußt ihn meinem Willen gefügig machen. Das verlange ich, das trage ich dir auf,“ sagte der Araber.

„Hast du es mit der Peitsche nicht zustande gebracht?“

„Weder mit der Peitsche noch mit deinem Zaubermittel.“

„Wenn diese Mittel versagt haben, so wird es wenigstens meiner Kunst gelingen,“ antwortete die Zauberin.

Stillschweigend gingen sie auf den engen Wegen weiter, die sich zwischen den elenden Hütten hinzogen; ein unausstehlicher Geruch entströmte diesen Wohnungen. Auf dem freien Platz inmitten der Hütten war ein Pfahl in die Erde getrieben, an den der arme Märtyrer gebunden war. Sein Leib bildete nur eine einzige Wunde, der Boden war ringsherum mit Blut getränkt; ohne die Fesseln, die ihm ins Fleisch gedrungen waren, wäre er zu Boden gestürzt. Nur das Auge strahlte in einem ungewöhnlichen Glanze; es war der klare Blick eines Mannes, der sich bewußt ist, seine Pflicht getan zu haben, der freudig stirbt, da er weiß, daß er für sein Ideal stirbt.

Sein Blick war gen Himmel gerichtet, nach dem er sich sehnte, von wo er Trost, Stärke und Hilfe erwartete.

„Hier ist der widerspenstige Sklave!“ rief Semuessi, indem er der Zauberin den Ärmsten zeigte.

Diese blieb einen Augenblick wie angenagelt stehen, die Augen fest auf den Sklaven gerichtet. Semuessi beobachtete sie mit Verwunderung.

„Was fehlt dir, Ramosina?“ fragte er.

„Sohn, mein Sohn!“ brachte die Alte nur hervor und stürzte sich mit ausgebreiteten Armen auf den armen Sklaven.

Auf jenen Schrei hin neigte jener das Haupt und richtete den Blick auf die Alte. Ein Lächeln, der Ausdruck unsäglicher Freude, verschönerte ihm das Antlitz.

„Mutter, liebe Mutter!“ entringt sich seiner Brust.

Die Alte hat ihn erreicht, umarmt ihn, drückt ihn an ihre Brust. Der so lange ersehnte Augenblick, von dem sie so viel geträumt, der schönste Augenblick ihres Lebens, ist gekommen; sie kann ihre Lippen auf die ihres Sohnes pressen, ihr armes Herz, das soviel gelitten hat, kann in der Nähe jenes Herzens schlagen, das sie so sehr liebt, das das einzige Herz auf dieser Welt ist, welches es wirklich gut mit ihr meint; es kann sich an den geliebten Sohn schmiegen.

Senuessi betrachtet ganz bestürzt Mutter und Sohn; er vermag es kaum zu fassen. Nachdem er sie aber verstanden hat, frohlockt er. Ramosina ist Nups Mutter; ihr, der mächtigen Sklavin, wird es ein leichtes sein, den Sklaven zu überreden, die Missionäre zu ermorden. Jetzt ist er sicher, sein Ziel zu erreichen. Auch Amatoza freut sich. Er haßt Ramosina so sehr, die einzige Frau, die ihren Nacken vor ihm nicht beugen will. Er haßt sie und freut sich deshalb, sie so erniedrigt zu sehen als Mutter eines widerspenstigen Sklaven. Er freut sich beim Gedanken an den Schmerz, den sie empfinden muß; er freut sich, wenn er daran denkt, daß sie ihrem Sohne die Freiheit erbitten werde, die aber der grausame Senuessi nur unter der Bedingung gewähren wird, daß er die Missionäre dem Tode überliefere. Nup würde sich aber nie die Freiheit um einen solchen Preis erkaufen; das weiß Amatoza viel zu gut . . .

Nachdem Ramosina ihren Sohn mit Küssen bedeckt hatte, wandte sie sich zum Araber mit den Worten:

„Binde meinen Sohn los.“

„Ist dieser Jüngling dein Sohn?“ fragte jener.

„Ja, es ist mein Nup, mein lieber, mein geliebter Nup, den ich als tot beweint habe. Wie gut ist nicht Allah gewesen, wie gütig Cingua Basse, die mir meinen Sohn wiedergegeben haben! Armes Kind, in welchem Zustande muß ich dich finden! Aber ich werde deine Wunden verbinden, dich pflegen, ich werde dich meiner Liebe erhalten! Binde ihn los, Senuessi, laß ihn alsogleich losbinden!“

„Er ist ein Sklave.“

„Schenke ihn mir. Cingua Basse wird dich darob segnen.“

„Du bist allzu schlau, Ramosina; ich soll dir einen Sklaven schenken!“ sagte Senuessi mit Hohngelächter.

„Du hast ihrer ja so viele. Was ist ein Sklave für dich? Für nichts und wieder nichts hast du ihrer Hunderte ermordet. Auch meinen Nup hast du auf so grausame Weise peitschen lassen.“

„Er ist mir zu kostbar, um ihn dir zu schenken!“

„Ich werde ihn also loskaufen.“

„Hast du irgend etwas zu eigen?“ fragte Senuessi gierig.

„Ich werde dir hervorragende Giftorten geben, mächtige Zaubermittel . . .“

„Nein, Mutter, nein!“ seufzte der arme Berschlagene.

„Schweige,“ erwiderte die Frau, „schweige und laß die Mutter reden!“

„Ich weiß nicht, was ich mit jenen Giften anfangen soll, ich verlange etwas anderes als Gift,“ sagte Senuessi, der gar nicht daran dachte, Nup zu veräußern; es war ihm nur darum zu tun, bei dieser günstigen Gelegenheit zu erfahren, wie hoch das Vermögen der alten Zauberin angewachsen sei. Es hieß, sie sei sehr reich. In seinem Geize wollte er ihr jene Reichthümer rauben, falls sie wirklich vorhanden waren.

Er fürchtete Allah und Cingua Basse; mehr Einfluß hatte jedoch das Geld auf sein Herz.

Ramosina war nicht so schlau, zu merken, worauf Senuessi hinsteuerte. Als Zauberin hielt sie sich zu sicher und sodann trieb sie die Mutterliebe unaufhörlich weiter.

„Was verlangst du?“ sagte sie zum Sklavensjäger.

„Kaurimuscheln, Elfenbein, Silber, Salz,“ antwortete er.

„Ich werde dir einen Sack Kaurimuscheln geben.“

„Das ist zu wenig.“

„Ich gebe dir zwei.“

„Ich will ihrer zehn.“

„Ich habe nur drei.“

„So lege Elfenbein zu.“

„Wie viele Zähne verlangst du?“

„Hundert.“

„Bist du nicht recht bei Verstand?“

„Der Sklave ist kostbar. Wie viele bietest du mir an?“

„Alle, die ich besitze.“

„Das sind?“

„Acht.“

„Und Salzköpfe?“

„Ich werde dir zwei geben.“

„Hast du sonst keine mehr?“

„Nein.“

„Du wirst aber Stoffe haben?“

„Ich habe ein klein wenig.“

„Und Geld?“

„Sehr wenig. Ich werde dir aber alles geben, wenn mein lieber Nup nur auf freien Fuß gesetzt wird.“

Senuessi brach in ein Hohngelächter aus.

„Du hast vergessen, daß du eine Sklavin bist, und daß du deshalb nichts besitzen kannst. Dein ganzes Eigentum gehört mir, wie auch dein Leib und dein ganzes Sein mir gehören. Ich werde deine Kaurimuscheln, dein Elfenbein nehmen und auch Nup wird in Ewigkeit mir gehören.“

Bei diesen Worten entrang sich der Brust der Alten ein Schrei der Entrüstung, während Amatoſa in ein Hohngelächter ausbrach.

„Sawohl, alles das gehört mir!“ fuhr Senuessi fort.

„Du möchtest mir also jene Sachen entreißen?“ fragte die Alte, indem sie daran dachte, mit welcher Mühe sie dieselben zusammengescharrt hatte.

„Ganz gewiß! Sie gehören mir.“

„Aber Cingua Basse? . . .“

„Hat er vielleicht die Sklaverei verboten?“

„Nein.“

„Indem er dieselbe gutheißt, hat er auch bestimmt, daß all das deinige mir gehört, da ich dein Herr bin.“

Ein Wutanfall befiel die Frau.

„Nimm alles“, schrie sie, „lasse mir nur meinen Nup.“

„Nup gehört mir!“ sagte der Araber.

„Willst du mir ihn um keinen Preis überlassen?“

„Du weißt gut, was ich von ihm verlange. Sage ihm, daß er die Formel ausspreche und die Missionäre töte, so werde ich ihm und dir die Freiheit schenken. Ich werde dir alles lassen, was du besitzt, überdies werde ich dir noch

eine kleine Pflanzung schenken mit einigen Sklaven.“

Bei diesen Worten heiterte sich das Antlitz der alten Ramosina auf.

„Du bist überaus gütig, Senuessi!“ rief sie. „Mein Nup wird dir gehorchen.“

„Nein, Mutter, nein! Lieber sterben als schuldbedeckt!“ rief der Jüngling!

„Ruhig, ruhig!“ sagte die Zauberin, und zu Senuessi und Amatoſa gewandt, bat sie:

„Lasset mich allein mit ihm, Nup wird meinen Worten nicht widerstehen können. Ich verspreche dir, daß er sich ergeben wird.“

Senuessi warf einen unschlüssigen Blick auf die Frau.

„Glaube nicht, daß ich ihn freimachen und mit ihm fliehen werde“, warf sie ein. „Siehe, in was für einem Zustand er sich befindet. Wie kannst du nur denken, daß er fliehen könne?“

Senuessi sah ein, daß jene Worte auf Wahrheit beruhten.

„Komme, Amatoſa“, sagte er zu dem Oberaufseher.

Die zwei Männer entfernten sich.

10. Kapitel.

Allein mit dem Sohne.

Auf jenem kleinen Plage, welcher der stumme Zeuge unfählicher Schmerzen war, befanden sich jetzt noch zwei Personen. An dem Schmerzenspfahle angebunden der arme gefolterte Sklave, aus tausend Wunden blutend, zu seinen Füßen die alte Mutter.

Welch ein Unterschied waltet ob zwischen beiden! Er ist ein Anhänger des neuen Glaubens, jenes Glaubens, der allein im Stande ist, die Ketten der Knechtschaft zu sprengen, der allein die Kraft in sich hat, Afrika der Zivilisation zu gewinnen, wie sich ihr die ganze übrige Welt unterworfen hat; nicht die europäischen Waffen, nicht die Kolonialpolitik werden Afrika zivilisieren, sondern nur das Kreuz; das geduldige, uninteressierte und liebevolle Wirken des katholischen Missionärs. Die Religion Christi hat aus dem jungen Neger einen Helden gemacht. Sie hat seine Kräfte gestählt, seinen Mut gesteigert, früher allen den Negern gemeinsamen Fehlern und Lastern unterworfen, ist er jetzt be-

reit, eher zu sterben, als vom Glauben abzufallen; verdient er in diesen seinen Schmerzen nicht unser aller Bewunderung?

Die Mutter hingegen ist mit Leib und Seele ihrem alten Glauben ergeben; sie steht vor uns als die Vertreterin des krassesten Heidentums, des abscheulichsten Götzendienstes, einer Religion, welche die Neger ganz entnerbt hat; einer Religion, welche die Sklaverei gutheißt und beschützt. Diese Zauberin, eine traurige Frucht des Götzendienstes, ist mächtig und gefürchtet.

Ein Kampf entfacht sich zwischen ihr und dem jugendlichen Sklaven. Sie will sein Herz erobern; hier aber kämpft nicht die Heidin mit einem Christen. Sie fürchtet, daß sie in einem solchen Kampfe den kürzeren ziehen müßte. Sie nimmt also ihre Zuflucht zur Mutterliebe; es ist nicht mehr die Zauberin, welche spricht, vielmehr die Mutter, welche dem Herzen ihres Sohnes die edelste Liebe entreißen will, ihn an sich ziehen, ihn ganz ihr eigen machen will. Es ist die Mutter, welche ihren Sohn bestürmt, ein furchtbarer Sturm, wie ihn der Jüngling bisher noch nie bestanden, denn der edelste Zug eines gut geratenen Kinderherzens ist die Liebe zur Mutter; wie viel leidet nicht ein gutes Kind, wenn es seinen Eltern etwas abschlagen muß!

Die Mutter sprach mit dem geliebten Sohne.

„Mein lieber Nup, höre auf die Bitten deiner Mutter. Gehorche Senuessi und erhalte dich so meiner Liebe.“

„Ich kann nicht, Mutter!“

„Du kannst es nicht? Was verlangt Senuessi von dir? Zwei ganz einfache Dinge.“

„Aber etwas, das ich nie werde ausführen können.“

„Siehst du nicht, daß du mit dieser Weigerung einem grausamen Tode entgegengehst?“

„Ich werde lieber in den Tod gehen, als ein Verbrechen begehen!“

„Törichter, du weißt nicht, was der Tod ist. Denke sodann auch an mich, die ich dich als Toten beweint habe und die ich dich so sehr liebe; zerreiße mir das Herz nicht, benimm dich nicht so, daß ich darüber weinen muß, dich wieder gesehen zu haben, und den Augenblick verwünschen muß, in dem ich dich wieder gefunden, da ich dich nur gefunden habe, um dich sterben zu sehen!

Um der Liebe willen, die ich zu dir habe, tue das, was Senuessi von dir verlangt.“

„Ich liebe dich, Mutter, aber dem Befehle des Arabers kann ich nicht nachkommen.“

„Sage dann auch nicht, daß du mich liebst, Du haffest mich und willst mein Verderben; du liebst deine arme Mutter nicht, die dich so sehr geliebt hat,“ sagte die Alte mit Härte, dann aber änderte sie die Stimme und sagte fast flehentlich: „Was verlangt denn Senuessi von dir? Vor allem, daß du die Formel aussprechest. Wohl an, Lieber, sage sie mit mir, sie ist ja so kurz: Es gibt keinen Gott außer Allah und . . .“

„Genug, Mutter. Ich werde diese Worte nie aussprechen.“

„Warum weigerst du dich? Sind sie vielleicht so schwer auszusprechen?“

„Ich kann sie nicht aussprechen, da sie eine Beleidigung Gottes enthalten.“

„Des Cingua Basse? Die Gottheit ist gut. Siehe, ich selbst habe die Formel ausgesprochen und habe gesagt, daß Allah der alleinige Gott und daß Mohammed sein Prophet sei. Deswegen hat mich Cingua Basse doch nicht verlassen. Er fährt fort, mir seine Gunst zu erweisen, und ich hänge ihm jetzt noch mit der gleichen Treue an.“

„Der Gott, an den ich glaube, heißt nicht Cingua Basse.“

„Wie? Hast du den mächtigen Gott verlassen?“ rief die Zauberin voller Entsetzen.

„Wer ist also dein neuer Fetisch?“

„Es ist der einzig wahre Gott und Jesus Christus sein eingeborener Sohn.“

„Ah! Du bist ein Christ? Du gehörst zur Religion der Missionäre? Unglücklicher. Dein Gott wird aber sicher nicht verlangen, daß du um den Preis der Freiheit und des Lebens dich weigerst, die Formel auszusprechen. Sage sie mit den Lippen her und bleibe im Herzen deinem Jesus treu. Er wird sich freuen, daß du mit diesen wenigen Worten die verlorene Freiheit wieder erlangest.“

„Fahre nicht weiter, Mutter. Wenn ich die Formel ausspreche, beleidige ich Jesus; ich sterbe lieber, als daß ich Gott beleidige.“

Die alte Zauberin schüttelte das Haupt und fuhr fort:

„Die Missionäre haben dich verzaubert. Gut also: Semueffi ist vernünftig. Er besteht nicht darauf, daß du die Formel aussprechest und deinen neuen Glauben verleugnest. Bleibe deinem Gotte nur treu, gehorche aber dem Araber wenigstens in dem anderen Punkte, worin er deine Unterwerfung verlangt. Gieße ein paar Tropfen Gift in die Speisen der Missionäre. Für diesen kleinen Dienst, den er dir als dein Herr einfach befehlen könnte, verspricht er dir die Freiheit und nebenbei noch große Reichthümer. Mein Sohn, was kannst du mehr und Besseres verlangen?“

„Ich kann nicht, Mutter, ich kann nicht.“

„Etwas so Leichtes bringst du nicht zustande!“

„Es wäre eine Mordtat!“

„Die Missionäre sind schlecht und haben den Tod verdient.“

„Es sind meine größten Wohltäter. Mutter, du weißt nicht, was sie für mich getan haben.“

„Sie haben dich verzaubert.“

„Sie haben mir Wohlthaten erwiesen. Mutter, daß du deinen Muth wiedersehst, hast du ihnen zu danken. Höre mich an, Mutter.“

„Ich will nichts wissen von ihnen!“ schrie die Frau.

„Du mußt mich anhören. Ich werde mich kurz fassen, da mich meine Kräfte ja auch bald verlassen. Ich muß aber reden, ich muß es tun, um die Missionäre zu verteidigen, um dir zu zeigen, was sie in Wirklichkeit sind. Mutter, du liebst mich, aber auch sie liebten mich, und wenn es natürlich ist, daß du mich liebst, die du mir das Leben gegeben hast, so lieben mich jene nicht weniger, obwohl sie durch Sprache, Gebräuche, Sitten und Hautfarbe so verschieden sind von uns. Erinnerst du dich, liebe Mutter, noch des Tages, an dem der Feind unser Dorf überfallen. Mein Vater wurde getödtet und wir beide wurden zu Sklaven gemacht.“

„Ich erinnere mich gut daran.“

„Erinnerst du dich der Dualen, die wir auf dem Wege zum Sklavenmarkte erduldet? Wie viel haben wir damals nicht ausgestanden! Aber jene Schmerzen waren Freuden des Paradieses im Vergleich zu dem, was wir ausgestanden haben, als wir getrennt wurden und ich deinen Armen entrißen ward.“

„Ich erinnere mich noch an jenen schrecklichen Augenblick, so oft habe ich an ihn gedacht.“

„Mutter, wenn du wüßtest, was ich als Sklave gelitten habe.“

„Es ist nicht notwendig, daß du mir es sagest, lieber Sohn. Als ich noch frei war, hatte auch ich Sklaven und ich quälte sie. Ich glaubte, daß der Sklave keine Seele habe, daß er kein menschliches Wesen sei, sondern ein Tier, das die Schmerzen nicht so sehr fühle; Sklavin geworden, merkte ich, daß auch die Sklaven leiden wie die freien Menschen; viel mehr erdulden sie, noch größere Schmerzen empfinden sie.“

„Auch ich quälte in meiner Freiheit die Sklaven. Gott hat mich dafür bestraft; es war ganz gerecht, daß auch ich die Schmerzen der Sklaverei zu kosten bekam. Mutter, was habe ich in den wenigen Jahren meiner Sklaverei nicht alles erdulden müssen! Von einem Herrn kam ich zu einem andern; einer war grausamer als der andere. Ich wurde geschlagen, gepeitscht, mit glühendem Eisen gebrandmarkt; tagelang mußte ich Hunger und Durst ertragen.“

„Armer Muth!“ seufzte die Frau.

„Ich hatte jede Hoffnung verloren, noch einmal die Freiheit zu erlangen; mein einziger Trost wäre der Tod gewesen!“

„Ich preise deshalb Cingua Basse, der dir jetzt die Freiheit anbietet. Wohl an, lieber Sohn, tue das, was dir Semueffi bezieht, um in diesem Leben glücklich und im anderen frei zu sein.“

„Lasse mich enden, Mutter. Vor nunmehr drei Jahren schleppte mich mein letzter Herr auf den Markt. Ich war ganz kraftlos, konnte mich fast nicht mehr rühren, war für ihn also mehr ein Hindernis als von Nutzen.“

„Wenn ich dich heute nicht verkaufen kann, so schicke ich dich mit einer Art zum T!“ hatte er mir eines Morgens gesagt und ich war mir gewiß, daß er seine Drohung auch ausführen würde. Wer mich sah, verspottete meinen Herrn, der es wagte, ein solches Skelett auf den Markt zu bringen. Er geriet in Wut und ließ seinen Zorn an mir aus; unter Peitschenhieben machte er seiner Raserei Luft. Ich war sicher, daß jener Marktplatz mein Grab sein würde.“

„Ärmster! Cingua Basse zerschmetterte jene

mit seinen Blitzen, die meinem Nup soviel Leid zugefügt haben!“ sagte die Zauberin.

„Rebe nicht so, Mutter. Mein Gott hat verziehen. Auch ich verzeihe. Während ich auf dem Markte war, kam ein Weißer.

„Ein Missionär!“ schrie mein Herr. Die meisten anwesenden Araber verwünschten den Mann, wir Neger hingegen blickten ihn blöd an. Der Umstand jedoch, daß er von den Arabern gehaßt wurde, machte ihn uns fast sympathisch.“

Nup konnte in seiner Erzählung nicht fortfahren, da Senuessi wieder zum Vorschein kam.

„Hat er sich ergeben?“ fragte er die Zauberin.

„Laß mich noch einige Minuten mit ihm allein“, bat die Frau.

„Mache schnell, ich habe keine Lust, lange zu warten“, sagte der Sklavenhändler und zog sich wieder zurück.

„Mein Kind, ich beschwöre dich, dich dem Araber zu fügen“, flehte die Mutter ihren Sohn an.

„Mutter, wie soll ich das über mich bringen? Bedenke doch, daß jener Weiße mich loskaufte! Er führte mich in sein Haus und erklärte mich für frei; er pflegte und verband meine Wunden und behandelte mich mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit. Er unterrichtete mich und lehrte mich den lieben Gott kennen. Mutter, bei ihm war ich glücklich, noch glücklicher als in jener kleinen Hütte, wo ich mit dir und mit meinem Vater lebte. Und du willst, daß ich jenen Mann töten soll, der mir so viele Wohltaten erwiesen hat? Nein, Mutter, nie und nimmer werde ich das tun.“

„Jene Männer haben dich verzaubert. Wer weiß sodann, warum sie dich so behandelt?“

„Den Grund kenne ich sehr gut.“

„Warum denn?“

„Sie gehorchen ihrem Gotte, der ihnen befiehlt, den armen Negern Wohltaten zu erweisen und die Sklaverei zu bekämpfen. Du siehst also, daß ich diejenigen, die mir so gut waren, unmöglich töten kann.“

„Aber dein Leben?“

„Ich ziehe vor, es zu verlieren, als eine solche Tat zu vollbringen.“

„Du schätest also das Leben und die Freiheit für so gering?“

„Ich schätze und liebe sie, dennoch gebe ich sie gerne hin, wenn es sich darum handelt, Gott nicht zu beleidigen. Er wird mich dafür belohnen und ich werde im Paradies ein ewiges Leben und eine ewige Freiheit genießen.“

„Cingua Basse ist gleichfalls eine mächtige Gottheit. Er wird dich in seinen Himmel aufnehmen, wo du dich in Ewigkeit mit deiner Mutter freuen wirst. Ziehe den Himmel des Cingua Basse dem Himmel deines Gottes vor, in den ich nicht eintreten kann und will.“

„Mutter, es gibt keinen andern Himmel als den meines Jesus“

„Was ist dann mit Cingua Basse?“

„Er existiert nicht.“

„Sohn, du lästerst die Gottheit! Wenn auch für dich die mächtige Gottheit nicht besteht, so gehorche wenigstens mir zu Liebe.“

„Ich kann nicht!“

„Du liebst also die Missionäre mehr als mich?“

„Nein, Mutter, du bist stets meine Mutter; mehr als dich liebe ich Jesus, den ich nicht beleidigen darf.“

„Grausamer! Bedenke, daß dein Tod auch der meinige ist!“

„Nein, du wirst leben und ich werde im Himmel für dich beten, daß du auch die christliche Religion kennen lernest und sie annehmest“

„Ich soll eine Christin werden? Nie und nimmer!“ schrie die Frau.

Ein Ausdruck tiefer Trauer lagerte sich auf Nups Antlitz. Die Frau bemerkte es und beschloß, den Umstand zu benutzen.

„Du möchtest also deine Mutter als Christin sehen?“

„Füge dich also Senuessi und ich werde deine Religion annehmen.“

Ein Schrei des Entsetzens entrang sich der Brust des Jünglings.

„Mutter, was sagst du?“

„Gehorche, Sohn, gehorche!“

„Ich kann nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ein praktischer Vorschlag.

Dem Briefe eines unserer Förderer entnehmten wir folgende Stelle, die vielleicht manchen unserer geehrten Leser aneifern dürfte, ein gleiches zu tun.

„ . . . Habe die Summe abgerundet aus meinem Missionskästchen, das ich im Zimmer angebracht habe; bei verschiedenen Gelegenheiten legen wir dann Almosen für die Missionen hinein. Wir unterstützen daraus schon längere Zeit verschiedene Missionen. Es wäre zu wünschen, wenn sich dieser Brauch in allen katholischen Familien einbürgern würde. Die Begeisterung für die Missionen liegt leider noch im Schlummer und es ist weit leichter, für alle möglichen Zwecke zu sammeln, als für diesen Zweck . . .“

Es ist wohl nicht notwendig, daß wir diesen Worten noch eine lange Erklärung beifügen, sie sprechen für sich selbst. Wir können nur wünschen, daß recht viele katholische Familien den Vorschlag des eifrigen Förderers befolgen mögen. Wie oft kommen in der Familie Ereignisse vor, für die man einen günstigen Ausgang ersehnt, legt man bei diesen Gelegenheiten ein kleines Almosen für die Missionen in das Sammelkästchen, so kann das dem guten Ausgange der Angelegenheit jedenfalls nicht schaden. Das gleiche gilt auch, wenn man für irgend eine Gebetsanhörung danken will. Es braucht ja nicht viel zu sein, was man so jedesmal beiseite legt, sind es auch nur ein paar Heller oder Pfennige, so wird sich im Laufe eines Jahres doch ein schönes Sämmchen ansammeln, das dann am Schlusse des Jahres oder bei einer anderen Gelegenheit eingesandt werden kann. Wir sind gerne bereit, jenen Familien, die sich vermittels Postkarte an uns wenden, ein solches schön ausgeführtes Sammelkästchen kostenlos zu senden.

Die Verwaltung des Missionshauses,
Mißland bei Brixen, Tirol.

Abreise in die Mission.

Am 19. März werden sich die Hochwürden PP. Bernard M. Zorn und Alois Ipfelsofer nach Afrika einschiffen. Ersterer ist vielen geehrten „Stern“-Lesern persönlich bekannt. Zum

Abchied sendet er uns folgende Zeilen mit der Bitte, sie zu veröffentlichen, da er nicht mehr Zeit genug hat, jedem einzelnen Freunde persönlich zu schreiben:

„An alle meine lieben Freunde und Wohltäter!

So ist nun mein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen: Am nächsten Montag, also am 19. Juni, trete ich meine Rückreise nach Zentral-Afrika an. Welches Los mir diesmal beschieden sein wird, weiß nur der liebe Gott da oben im Himmel; er lenkt und leitet alles mit Liebe und Weisheit. Ihm gehorchen die wildesten Tiere und auch die Menschenfresser sind Werke seiner Hände; ebenso wie wir bestimmt, sich seiner einst ewig im Himmel zu freuen. — Aber wie kommen sie zu diesem Glück, wenn sie nicht getauft? Wie können sie getauft werden, wenn nicht vorher belehrt? Wer wird sie belehren, wenn nicht Apostel zu ihnen gesandt werden? Dem Auftrag Christi gemäß: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. — Fürchtet euch nicht: sehet, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt!“

Meine lieben Freunde und Wohltäter in Oesterreich und Deutschland, die ihr mir stets so treu zur Seite gestanden, besten Dank und herzliches Vergelt's Gott im Himmel droben für alles, so ihr mir getan. — Ade, lebet wohl! Auf Wiederseh'n! Wenn nicht . . . so doch im schönen Himmel droben! Wenn Gott mir die Gesundheit erhält, werde ich oft in unserer schönen Zeitschrift „Stern der Neger“ mich mit euch unterhalten, meine Erlebnisse erzählen. —

Sollte jedoch eines Tages ein schwarzes Blatt mit meiner Todesnachricht euch überraschen, mein Stern auf dieser Welt untergehen, so bitte ich euch alle recht herzlich, auch meine arme Seele nicht zu vergessen!

Ade! Grüß euch Gott, meine Lieben alle!

Verona, am Feste des hl. Antonius von Padua.
Euer dankbarer

Pater Bernard M. Zorn, Missionär.“

Adresse: P. Bernard M. Zorn F. S. C., Kath. Mission, **Attigo-Tungo, White-Nil, Sudan, Afrika.**

Besonders schön sind die Messgebete, die Anleitung, jeden Tag der Woche bestimmte Schutzgebete zu verrichten und aus dem Rosenkranz Nutzen zu ziehen. Das Buch verdient herzliche Empfehlung und noch viele Auflagen.

Der Mensch und sein Engel. Ein Gebetbuch für katholische Christen von Alban Stolz. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Fünfundzwanzigste Auflage, mit Titelbild. Ausgabe Nr. 8. 24° (X und 498) Freiburg und Wien 1911, Herder'sche Verlagshandlung. Geb. Mk. 1.20 = Kr. 1.44 und höher.

Originell wie alle Schriften von Alban Stolz ist auch dieses Gebetbuch. Nebenher wie der Erzengel Raphael dem Tobias das Geleit gab, mit Belehrung, Rat und Tat behilflich war, so ist hier der Engel der Begleiter des Beters auf den Pfaden der Andacht, unterstützt ihn durch sehr ernste, licht- und liebevolle Anregung, Mahnung, Warnung und Weisung bei den Morgen-, Abend-, Mess-, Beicht-, Kommunion-, Passions-, Kreuzweg- und Muttergottesandachten; eine sehr praktische, wirkungsvolle Art, den so leicht zerstreuten Menschengeist stets wieder „zur Sache“ zu rufen, ihn durch packende Worte und Winke zu gutem Gebete fast förmlich zu zwingen.

Im Anhang gibt der Verfasser eine Belehrung für Kranke und eine Anleitung zu einem wahrhaft gottseligen Leben. Eine liturgische Zugabe (lateinisch und deutsch) enthält das Asperges, Messformular, Te Deum, Vespere u. a. m. — Das Buch ist auch in größerem Druck für Schwachsichtige (geb. Mk. 2 und höher) erhältlich.

Aloysius-Büchlein, enthaltend die Andacht der sechs aloysianischen Sonntage, Gebete, Mess-, Beicht- und Kommunionandacht zu Ehren des hl. Aloysius, nebst einem Tugendspiegel für die Jugend. Von P. Bonifazius Gatterdam O. S. B. Mit 2 Lichtdruckbildern, Randeinfassungen und Kopfleisten. — 144 Seiten. Format V. 64×107 mm. Gebunden in Einbänden zu 60 Pfg., 75 Heller, 75 Cts. und höher. — Einriedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.

Das Büchlein adressiert sich an die heranwachsende Jugend, an die Kommunionkinder der Volksschule, Sekundar- und Realschüler, an die Zöglinge männlicher und weiblicher Lehranstalten und Institute. In Anlage und Ausführung verrät es den Verfasser als ebenso kundigen wie eifrigen Jugendseelsorger.

Anleitung zur würdigen Feier der sechs aloysianischen Sonntage. Von Leopold v. Schütz, Kaplan an St. Foillan in Aachen. — 96 Seiten. Format 78×116 mm. Broschiert 20 Pfg., 25 Heller,

25 Cts. Bei Bezug von größeren Partien entsprechende Preisermäßigung. — Einriedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.

Ein Schriftchen, das in jeder Hinsicht so recht für die Massenverbreitung geschaffen ist. Es bietet den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß es eine gediegene praktische Anleitung vorausschickt, welche die Ausführung der einzelnen Sonntagsbetrachtungen wesentlich erleichtert.

Wer da? Ein Wort an unsere Soldaten von Vater Sebastian von Der O. S. B. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubnis der Ordensobern. 12° (VIII und 100). Freiburg und Wien 1911, Herder'sche Verlagshandlung. Steif broschiert 50 Pfg., 60 Heller.

Der durch treffliche, weitverbreitete Schriften wohlbekannte Benediktiner-Vater Sebastian von Der (früher kgl. sächs. Major) beantwortet die Frage des Titels mit einem herzlichen Appell an das nationale und patriotische Gefühl, aber auch an das religiöse Gemüt eines christlichen deutschen Soldaten. Es werden in 10 kurzen Kapiteln (Der Dienst für das Vaterland — Der Kriegsherr und der Eid — Gehoriam — Pflichttreue und Ehrgefühl — Mäßigkeit und Sittlichkeit — Mut und Freudigkeit — Religiosität — Kameradschaft — Im Frieden — Im Krieg) die Hauptstandespflichten des Soldaten zur Darstellung gebracht; damit aber zugleich eine in großen Zügen und einfachem militärischen Stil gehaltene Apologie des Soldatenstandes in unserer Zeit gegeben. Für Nekruten und angehende Soldaten sowie Soldatenfreunde dürfte das Büchlein eine nützliche und angenehme Gabe sein.

<p style="font-size: 2em; font-weight: bold;">Gratis</p> <p style="font-size: 1.2em;">Spezialprospekte über</p> <p style="font-size: 1.2em;">Herz Jesu-, Altarsakraments-, Kommunion- und Aloysius- :: Bücher. ::</p> <p style="font-size: 1.2em;">Benziger & Co., A.-G., Einriedeln, Waldshut, Köln a. Rh.</p>																			
---	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Gebrauchte Briefmarken

Sammeln wir in allen Quantitäten und werden solche mit herzlichem „Vergelt's Gott!“ von der Verwaltung des Missionshauses in Mailand bei Brixen entgegengenommen.

Für Abonnenten aus allen Studentenkreisen wird eine außerordentliche Preisermäßigung gewährt.

Druck und Verlag von Eberle & Rickenbach in Einsiedeln, Schweiz.

Quelle der Gnaden.

In verschiedenen Einbänden. Ausgabe I. (klein) von Mk. 1'80 (Leinwand, Rotschnitt) bis Mk. 2'60. — „Das Buch wendet sich an die Verehrer des heiligsten Herzens und eifert zur Liebe und Verehrung desselben an durch kurze Betrachtungen über die lebendige Liebe, über die Vollkommenheit und Tugendbeispiele des göttlichen Herzens. Für eine Novene, für die zwölf Monatskommunionen und andere Uebungen der Herz Jesu-Andacht ist die nötige Anleitung gegeben; überdies ist noch ein vollständiges Gebetbuch damit verbunden.“

Vollständiges Gebets- und Erbauungsbuch für Katholiken zur Verehrung des allerheiligsten Herzens Jesu. Von Professor Josef Peter, Direktor des Apostolates des Gebetes. Neunte Auflage. Von Mk. 1'20 (Leinwand, Rotschnitt) bis Mk. 3'50. Ausgabe II. (groß) Gebet- und Belehrungsbüchlein für die Mitglieder des Kindheit Jesu-Vereins von Joh. Ed. Hagen. Mit Empfehlung des Zentraldirektors des Kindheit Jesu-Vereins P. Claudius Sirt.

Mit Jesus nach Gethsemane und Golgatha!

Engelberg. Eines der besten Leiden Christi-Bücher! Preis in Leinwand, Rotschnitt Mk. 1'20 und höher bis zu Mk. 2'—.

Nach den Visionen der gottseligen Katharina Emmerich. Von Doktor P. Augustin Benziger O. S. B.,

Die heilige Kindheit.

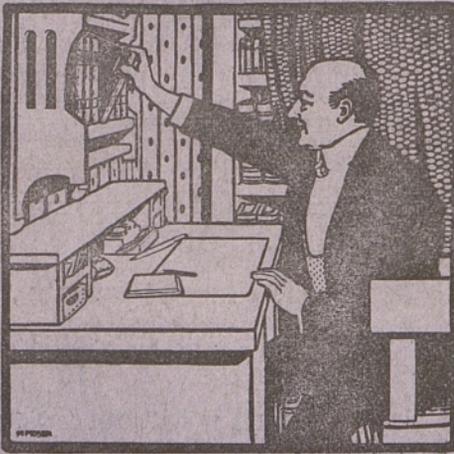
In zwei Einbänden zu 45 Pfennigen. — Wichtiges Hilfsmittel zur Popularisierung der Missionsbestrebungen!

Gratis

erhält jedermann auf Verlangen je eine Probenummer unserer illustrierten Zeitschriften „Mariengröße aus Einsiedeln“ (für das Volk), „Die Zukunft“ (für Jünglinge), „Kindergarten“ (für Schulkinder) und „Pädag. Blätter“ (für Lehrer und Schulmänner) sowie ein Verzeichnis unserer katholischen Zehnpfennigbibliothek „Nimm und lies“. Man schreibe eine Postkarte (10 Pfennige = 10 Heller) an den Verlag von Eberle & Rickenbach in Einsiedeln.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

• Das unentbehrliche Hilfsmittel des Gebildeten •



Herders Konversations- Lexikon

Ergänzt bis 1910. Neun reichillustr. Bände. K 138.—

Dieses Lexikon zeichnet sich dadurch aus, daß es in nur 9 Bänden den ganzen ungeheuren Wissensstoff aufs sorgfältigste verarbeitet hat. Es erhält dadurch den Vorzug der Handlichkeit und Billigkeit.

Gegen bequeme Ratenzahlungen (von K 4.— an monatlich) durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Prospekte kostenfrei von der Herderschen Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau. Berlin • Karlsruhe • München • Straßburg • Wien • London • St. Louis, Mo.

Junge Leute,

Handwerker, wie Schuster, Schneider, Tischler, Bauernburschen usw. finden als Laienbrüder

Aufnahme im

Missionshaus in Mailand bei Brixen.